# Die Deutsche Mystik

von

Ernst Ludwig Schellenberg

Berlin
Hugo Bermühler Verlag



1920

# Die deutsche Mystik



Albrecht Dürer: Hieronymus im Gehäus (1514)

# Die deutsche Mystik

von

Ernst Ludwig Schellenberg

Illustriert nach den Originalen
zeitgenössischer Meister




Berlin-Lichterfelde, Hugo Bermühler Verlag

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig

Johannes Schlaf,
dem treuen Dichter, dem gläubigen Denker,
dem lieben Freunde,
zu eigen

Mensch, werde wesentlich: denn wann die Welt vergeht,
so fällt der Zufall weg, das Wesen, das besteht.
(Angelus Silesius)

Gott hat die Wurfschaufel in der Hand und wird einmal die Tenne fegen, das Herz wird im Lichte des Lebens durchbrechen und den hellen Tag verkünden, die Morgenröte des neuen Tages. (Jacob Böhme)




Der Weg, der sich hier zum Aufstieg bereitet, führt dahin, wo eine reine und helle, für den Ungewohnten vielleicht auch dünne Luft sich ausbreitet. Es gilt, willfährigen Sinnes hinanzuklimmen und den vielfachen Lärm der Welt hinter sich zu lassen, zunächst wie ein fernverworrenes Geräusch, sodann wie etwas Versunkenes, Überwundenes; sich zu lösen aus der Gegenwart und Vergangenheit, aus allen zufälligen Beziehungen, und gleich jenen zu tun, die in fremden Ländern unbesinnlich den Weisern vertrauen, die längs der Wege ragen. Nicht Geselligkeit erwartet hier und gewohntes Behagen, sondern eine hohe Schweigsamkeit auf einem Gipfel, von wo aus der Blick ins Grenzenlose, Ungehemmte

zu schweifen vermag. Und wer immer dann wieder hinunterschreitet zu den heimischen Gehöften, der nehme ein wenig von dem Glanze mit, der ihn dort oben umflossen, und bringe ihn auch allen denen, die in den engen Gassen nach Licht und Freude verlangen und nach tröstender Gewißheit.

Und wenn der Weg auch ungewohnt und beschwerlich wird, so mag dies zur Hilfe dienen, daß nur das Flache, Allgemeine sich kampflos darbietet; daß auch die Gestirne des Geistes nur aus einer fernen, weiten Einsamkeit herunterleuchten. Dies aber wird gefordert: für eine Weile alle Überlieferung im Dunkel zu lassen, alles angestammte Wissen, und arm zu werden im Geiste! Denn wie Meister Eckehart es heischt — „es sei denn, ihr entsprechet selber der Wahrheit, von der wir nun reden, anders seid ihr nicht imstande, mich zu verstehen!"

* * *

Mystik ist der Aufblick nach dem Ewigen, das Verlangen, einzugehen in den Weltgeist, unterzutauchen in den Fluten des göttlichen Geschehens. Eine Religion, die frei von Mystik ist, die — um mit Kants ernüchterndem Beispiele zu reden — „innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ verharrt, ist starr und leer, bleibt Formel und Regel, ohne Sehnsucht und Liebe. Mystik (um es gleich zu Anfang deutlich zu betonen) ist das Zeitlose, das Überpersönliche und währt ungestört, sternenklar und hoch über dem Wechsel der Dogmen und Sekten, über Zank und Zweifel befangener und geschäftiger Forscher. Sie wendet sich an das Gefühl; Gefühl aber ist das schlechthin Unmittelbare. Es weiß nichts von Grenzen; immer kennt es nur ein unbeschwertes Sehnen zu steigen, von überschauender Höhe zu umfassen — bis Gott und Welt völlig zur Einheit begriffen sind. Das Gefühl als Subjekt vereinigt Gipfel und Gründe, alles, was vordem getrennt und fern war. Mystik ist die Erfüllung der Seele, und darum läßt sie sich

nicht beweisen wie die sichtbaren, hinfälligen Dinge der Erde; sie läßt sich nur erleben. Solch freudig gesteigertes Lebensgefühl verleiht der Religion, die es durchflutet, eine betonte Selbstbejahung, eine sieghafte Selbstbestimmtheit. Sie sucht und forscht nicht, — sie i s t. Forschen heißt: unterscheiden und trennen; sie aber will das Unbegrenzte, Ewigeine, will es besitzen, indem sie sich in ihm aufgibt und verliert.

Mystik hat es zu allen Zeiten, bei allen religiös hochentwickelten Völkern gegeben: bei der uns gemäßesten, vollkommensten, reinsten außerchristlichen Denkart, in den Upanishads der Inder, in den Hymnen des Rigveda, jenen wunderbaren Denkmälern eines freien Idealismus. Aber sie ist auch rege bei dem chinesischen Weisen Laotse; sie tritt ehrfürchtig und ehrfurchtheischend bei Plato ans Licht und vor allem bei dem inbrünstig suchenden, von den Kirchenvätern so häufig ausgeschriebenen und in jüngster Zeit neuerweckten Spätgriechen Plotinos.

Als den ersten christlichen Mystiker könnte

man wohl Johannes den Evangelisten betrachten, und so ist es denn auch seine Schrift, die vor den übrigen ausgedeutet und gelesen wurde und die noch Fichte als die unverfälschteste, tiefste Lehre dargelegt und voll Begeisterung gepriesen hat.

Es soll hier lediglich über die deutsche Mystik geredet werden, und sie allein ist es ja auch, der wahrhaft selbständiger Wert und förderliche Bedeutung zukommt. Sie beginnt bei Meister Eckehart, Tauler, Suso, bei dem Niederdeutschen Ruysbroeck und seinem Schüler Thomas a Kempis — um auch diese stammverwandten Denker einzubegreifen —, blüht dann wieder im Zeitalter der Reformation bei dem Frankfurter Deutschherrn, bei Schwenckfeld, Jacob Böhme, Sebastian Franck, Valentin Weigel, Angelus Silesius und erfährt ein Erwachen zur Zeit der Romantik, als man von neuem dem Lied der Seele lauschte, bei dem jungen Schleiermacher, bei Novalis, Baader, Görres und bei dem eigenwüchsigsten, kraftvollsten spekulativen Denker nächst Meister Eckehart, bei Johann Gottlieb Fichte.

Es besteht nicht die Absicht, Auskunft über Art und Lebensweg eines jeden dieser Männer zu geben; denn sie sollen zeitlos bleiben und nur geistig nahetreten in dem einen hohen Endziele, das ihnen allen gemeinsam ist. Nur so viel sei gesagt, daß wir in Meister Eckehart den wichtigsten, umfassendsten Anreger und Verkünder zu werten haben, dessen Bedeutung erst langsam aus den Schleiern der Vergangenheit ans Licht der Gegenwart tritt.

* * *

Die mittelalterlichen Mystiker sind Mönche gewesen, hagere Gestalten, mit Augen, in denen sich die Seele gesammelt, in denen sich der Wille zu unirdischen, fremden Gluten entfacht hatte. Hochaufgerichtet, mit weisend ausgestreckten, starren Händen blicken sie über die herbeigeströmte Menge hinaus und verlieren sich in wundersamen Bildern, umschließen sich gleichsam mit einem Kreise von Einsamkeit und Gelöstheit. Sie berauschen sich an ihrer Predigt, und ihre Rede wird hoch und stark und wächst ins Ungemeine. Ihre makellosen Worte entfalten Blütenblätter und verströmen einen geheimnisvollen Duft wie aus bläulicher Nacht her; sie liegen gleich den weißen Wasserrosen lockend und fern auf dem unbewegten Teiche menschenscheuer Abgeschiedenheit . . . In diesem Rausche entfernen sich die Prediger aus Gegenwart und Umgebung; etwas Visionäres, Unbewußtes durchzittert ihre Sprache; die Leidenschaft und Erregung wellt sich machtvoll weiter und wird beinahe körperlich, dinghaft. Ihre Reden rangen nieder,

was sich an hergebrachtem Widerstande erheben wollte; sie zwangen das Altgewohnte zur Nichtigkeit zurück und loderten auf von innerer Flamme, von geistiger Leuchtkraft. Die Hörer aber staunten, lauschten fassungslos und fühlten, daß etwas vorüberrauschte, was von der Ewigkeit herniederwehte. Suso hat es einmal versucht, einen Begriff von dem zu vermitteln, was er empfand, wenn er das Sursum corda (Erhebet die Herzen!) in der Messe sang. Und es sind verzückte Worte; sie gewähren einen guten Einblick in die Seele dieser hingenommenen Männer, die aller Welt entladen waren.

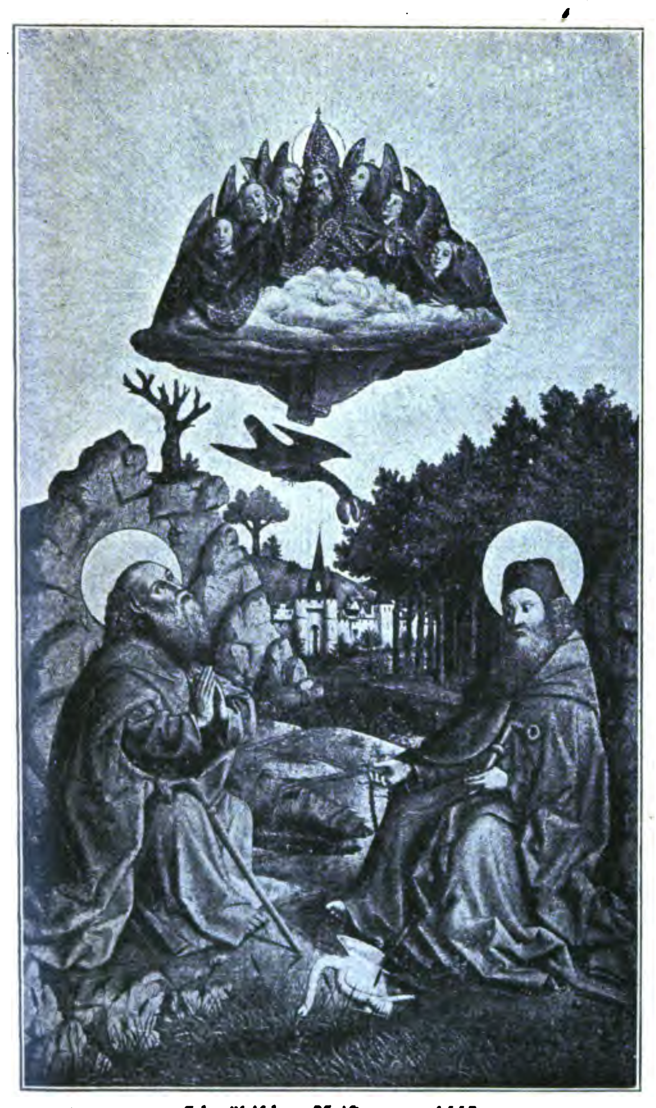
Wer jetzt die Predigten der Mystiker sich zu eigen macht, wer sie bereiten Herzens auf sich wirken läßt, der fühlt es tief, daß hier ein ergreifendes Ringen laut wird, daß hier der inbrünstige Versuch gewagt ist, dem Wesen nahe zu kommen, dem, was hinter den Worten unbeirrt und stetig verharrt, was frei ist von aller Dinglichkeit, von der Last verbrauchter Begriffe, abgenutzter Anschauungen. Denn was sie zu künden haben,

ist so neu, so ledig aller Schwere und Überlieferung, daß es uns anmutet, als würde hier ein Lied gesungen, in dessen hehrer, aufsteigender Melodie alle Laute menschlicher Verständigung unnütz und hinfällig werden. Und nicht bloß die Predigermönche, auch die späteren Mystiker, die vornehmlich mit der Feder wirkten, erheben sich immer wieder zu jenen Höhen, wo sich ihre Worte gleich schimmernd reinen Wolken im Blau der Ewigkeit aufzulösen scheinen ...

Aber indem sie es versuchen, das Entschwebende zu bannen, es mitzuteilen, verleihen sie notwendigerweise der Sprache neue Werte, ungeahnte Klänge und Tiefen. Sie schaffen das, was Johannes vom Kreuze „substantielle Worte" nennt, die so von Gott erfüllt und durchdrungen sind, daß sie unmittelbar in der Seele des Hörers das Gute wirken, das sie aussagen. Ihre unverbrauchte, gerade Sprache mutet wohl manchen neuzeitlichen Leser verwunderlich und abseitig an, weil hier ein jedes Wort noch seinen ureigenen, unverfälschten Sinn bewahrt hat,

während man heute bemüht zu ſein ſcheint, die Bedeutung der Worte zu dehnen, zu verzerren und ihnen die ſelbſtverſtändliche Richtung zu nehmen. So geſchieht es, daß in der Seele der Myſtiker eine hohe Künſtlerſchaft rege iſt, daß wir mehr als ein Mal hymniſchen Gedichten zu lauſchen vermeinen.

Suſo, den man ſo gern den Minneſänger unter den Myſtikern tauft, gibt eine Schilderung der himmliſchen Seligkeit, deren rührende Anſchaulichkeit wahrhaft erquickend und überraſchend iſt: „Da ſtehen die ewigen Stühle, umgeben mit unbegreiflichem Lichte, von denen die böſen Geiſter verſtoßen wurden, darein die Auserwählten gehören. Siehe, die wonnigliche Stadt glänzet hin von durchſchlagenem Golde, ſie leuchtet hin von edlen Margarithen (Perlen), durchlegt mit edlem Geſtein, durchklärter als ein Kriſtall, widerſcheinend von roten Roſen, weißen Lilien und allerlei lebendigen Blumen. Nun luge ſelber auf die ſchöne himmliſche Heide: Eya, hier ganze Sommerwonne, hier des lichten Maien Aue, hier das rechte Freudental; hier



Schwäbischer Meister um 1445
Die heiligen Einsiedler Antonius und Paulus

ſieht man fröhliche Augenblicke von Lieb zu Lieb gehen, hier Harfen, Geigen, hier Singen, hier Springen, Tanzen, Reihen und ganzer Freude immer pflegen; hier Wunſches Gewalt, hier Lieb' ohne Leid in immerwährender Sicherheit. Nun lug' um die unzählige Menge, wie ſie aus dem lebendigen ausklingenden Brunnen trinken nach all ihrer Herzensbegierde; lug', wie ſie den lauteren klaren Spiegel der bloßen Gottheit anſtarren, in dem ihnen alle Dinge kund und offenbar ſind. Verſtiehl (ſchleiche) dich noch fürbaß und lug', wie die ſüße Königin des himmliſchen Landes, die du ſo herzlich minneſt, mit Würdigkeit und Freuden obſchwebet allem himmliſchen Heere, geneiget von Zartheit auf ihren Geminnten, umgeben von den Blumen der Roſen und der Lilien convallium (der Täler). Sieh, wie ihre wonnigliche Schönheit Wonne und Freude gibt und Wunder allem himmliſchen Heere ..."

In ähnlicher Weiſe dichtet Jacob Böhme über die Freuden der himmliſchen Geiſter: „Den kleinen Kindern will ich ſie vergleichen,

die im Mai, wenn die schönen Röslein blühen, miteinander in die schönen Blümlein gehen und sie pflücken und feine Kränzlein daraus machen und sie in ihren Händen tragen und sich freuen und immerdar von der mannigfachen Gestalt der schönen Blumen reden. Sie nehmen einander bei den Händen, wenn sie in die schönen Blümlein gehen, und wenn sie heimkommen, so zeigen sie dieselben den Eltern und freuen sich; darob denn auch die Eltern gleich ihnen eine Freude an den Kindern haben und sich mit ihnen freuen. So tun auch die Heiligen im Himmel, sie nehmen einander bei den Händen und spazieren in dem schönen Himmelsmai und reden von den lieblichen und schönen Gewächsen in der himmlischen Pracht und essen von den holdseligen Früchten Gottes und brauchen die schönen Himmelsblümelein zu ihrem Spiel und machen aus ihnen schöne Kränzlein und freuen sich in dem schönen Mai Gottes.“ —

* * *

Wie nun stellt sich das Gotterlebnis der Mystiker dar? Es bedarf einer Vorübung, einer würdigen Sammlung, für welche alle Mystiker diese eine Weisung haben: sich alles Äußeren zu begeben und sich nur auf die Innerlichkeit zu verlassen. Scheide dich von allem Menschlichen, Gewohnten; verliere dich aus den Zerstreuungen der Umwelt in die lautere Stille, gehe ein in die Abgeschiedenheit, darin du auf dich selbst gestellt bist! Nicht im aufgewühlten Teiche, nicht im gewitterhaft bewegten Meere —: nur auf der reinen, glatten Flut glänzt das Abbild des sonnenhaften Himmels. Nicht genug können die Mystiker diesen Weg empfehlen und verlangen. Eckehart sagt: „Willst du leben und willst, daß deine Werke leben, so mußt du allen Dingen tot und zunichte werden." Oder: „Der Geist muß hinausschreiten über die Dinge und alle Dinglichkeit, über die Gestaltung und alle Gestaltigkeit, selbst über das Wesen in seiner Wesensgeartetheit: dann wird ihm aufgehen die volle Wirksamkeit der Seligkeit — die als Wesensbesitz nur zu-

kommt der schaffenden Vernunft.“ An anderer Stelle wieder: „Du kannst Gott nichts Lieberes bieten als Ruhe. All dein Wachen, Fasten und Gebet sieht Gott nicht an gegen diese Ruhe.“ Thomas a Kempis mahnt: „Du wirst nie ein innerlicher und andächtiger Mensch, wenn du nicht von den anderen schweigest und auf dich selbst insbesondere acht gibst.“ Tauler erkennt: „Soviel der Mensch ausgeht, soviel geht Gott ein in Wahrheit.“ In seiner wundervollen Spruchsammlung „Ein vernünftiges Einleiten des äußeren Menschen zu seiner Innerkeit“ — wie bezeichnend schon diese Überschrift! — kommt Suso immer wieder auf diese Mahnung zur Ruhe und Seelenstille zurück. „Lug', daß du keine austragenden Sachen führest; so dich die Sachen suchen, so laß dich nicht finden.“ Oder: „Der Sinne Untergang ist der Wahrheit Aufgang.“ — „Was ist eines gelassenen Menschen Übung? Das ist ein Entwerden.“ Auch Schleiermacher, der die Religion von Metaphysik und Moral deutlich geschieden und gereinigt sehen will, erklärt

uns ausdrücklich, daß „die Religion an ſich den Menſchen gar nicht zum Handeln treibt“ und daß ihr Weſen ebenſowenig im Denken beruhe, ſondern — „anſchauen will ſie das Univerſum“. Alſo auch hier die erwartungsvolle, in ſich beruhende Paſſivität. Das iſt die lauſchende Schweigſamkeit der Wüſte, in der Jeſus von Nazareth ſich für ſein Werk geſammelt und bereitet hat.

Dieſe harrende Stille iſt es nun, wo die leiſeſten Laute vernehmbar werden. In dieſer Abgeſchiedenheit erſt kommt die Sammlung in die Seele. Wird ja auch die Natur erſt reif in jenen vollendeten Tagen, wenn die herbſtlich zarte, ungeſtörte Bläue durch das Land träumt. Es iſt ein Erwarten in der Luft, die ſo leicht, ſo widerſtandslos iſt, daß der ferne Glockenſchlag ungehindert verſchweben kann ... Dieses Verſinken in ſich ſelbſt, dieſes Aufgeben aller Vielheit iſt ſo recht geeignet, die göttlichen Offenbarungen zu empfangen. Warte alſo, bis deine Seele von ſelbſt zu klingen beginnt. Noch läufſt du allzu eilfertig vorüber an den geheiligten Wundern



Stephan Lochner: Die Maria der Verkündigung

des Ewigen. Noch suchst du sie; aber du mußt sie finden. Dann erst wird dir klar und selbstverständlich, was dir jetzt undeutlich oder verworren schien, was du übersehen hast im Drange des menschlichen Geschehens. Ein sehr tiefes, nachdenkliches Wort von Suso lautet: „Mag ein Mensch die Sache nicht begreifen — er sei müßig, so begreifet ihn die Sache.“ Angelus Silesius schrieb den Vers:

Merk: in der stillen Nacht wird Gott ein Kind geborn
und wiederum ersetzt, was Adam hat verlorn.
Ist deine Seele still und dem Geschöpfe Nacht,
so wird Gott in dir Mensch und alles wiederbracht.

Um sich nun aller Dinge zu entladen, um das Körperliche abzutun, haben die Mönche wohl Kasteiung und Geißelung auf sich genommen. Suso erzählt in seiner Lebensbeschreibung, wie hart er seinen Leib gemartert und gepeinigt habe, um ihn abzutöten und zu vergessen. Aber es ist ebenso bezeichnend, daß dieser selbe Suso solche Übungen späterhin geradezu widerrät und in Zweifel zieht. „Dazu sind wir auch ungleich genaturt; was

eines Mannes Fug ist, das fügt dem andern nicht. Darum soll man nicht dafür haben, ob vielleicht ein Mensch solche Strenge nicht gehabt hätte, daß er darum gehindert würde, zu dem Höchsten zu kommen; auch sollen solche weiche Menschen die strenge Übung an anderen nicht verwerfen, noch in arger Weise urteilen. Luge allein jeder Mensch auf sich selbst und merke, was Gott von ihm haben wolle und sei dem genug und lasse alle anderen Dinge bleiben.“ Und noch eindringlicher: „Der liebe Jesus sprach nicht: Nehmt mein Kreuz auf euch; er sprach: Jeder Mensch nehme sein Kreuz auf sich.“ Eckehart urteilt groß und frei: „Diese ‚Pönitenz‘ ist: schlechthin Erhebung des Gemüts über alles Endliche, ein Aufgehen in Gott. Die Werke, bei denen dir das am besten gelingt, denen widme dich freien Mutes. Und hindert dich dabei ein äußerliches Werk, wie Wachen, Fasten, Lesen oder was sonst, so laß es freimütig weg, unbesorgt, du könntest etwas versäumen an ‚Pönitenz‘. Gott sieht nicht an, welches die Werke seien, sondern

nur, welches die Liebe, die Andacht, das Gemüte sei in diesen Werken: es liegt ihm nicht an unseren Werken, sondern einzig an unserer Gesinnung, daran, daß er in allem unser Ziel sei." Ein andermal: „Wenn sich der Mensch zu wahrer Innerlichkeit aufgelegt findet, so lasse er kühnlich alles Äußere fallen, wären es auch solche Übungen, zu denen du dich durch Gelübde verbunden hättest, von denen weder Papst noch Bischof dich entbinden könnten." Wie klar erweist es die Erscheinung dieses wunderbar freien Mannes, daß es in dem als finster und verderblich gescholtenen Mittelalter immer noch einige unbewegliche Leuchten gegeben hat, die mit einer plötzlichen Lichtsäule das Dunkel durchbohrten und verdrängten! Und noch andere Worte dieses seltenen Mönches mögen genannt sein, damit recht eindringlich manche vorgefaßte, planlos überlieferte Meinung abseits geschoben werde. „Unmöglich können doch alle Menschen nur einem Wege folgen! Das gilt auch von der Nachfolge des strengen Lebens mancher Heiligen, die es sehr hart

gehalten haben mit Bußübungen. Diese Weise sollst du hochschätzen und mag dir wohlgefallen, ohne daß du ihr doch folgen darfst." Oder hören wir noch die starken, eifernden Worte: „Gott ist in aller leiblichen Übung so wenig zu finden, als er zu finden ist in der Sünde! Dennoch sind solche Leute, die dieser äußeren Übungen recht viele auf sich nehmen, sehr geachtet in den Augen der Welt. Und das kommt her von der Ähnlichkeit. Denn die Leute, die nichts anderes verstehen als sinnfällige Dinge, die achten das Leben groß, das sie mit den Sinnen zu begreifen vermögen. Es weiß immer ein Esel den andern zu schätzen." Thomas a Kempis stimmt ihm bei: „Das Verdienst ist nicht danach zu schätzen, ob einer mehr Gesichte und Tröstungen habe, erfahren sei und auf eine höhere Stufe gestellt, sondern ob er in wahrer Demut gegründet sei und von göttlicher Liebe erfüllt." Und Tauler äußert sich in der gleichen Weise: „Wo ein Tag wäre, da man fasten sollte, und du findest, daß deine Natur dadurch zu sehr geschwächt und

du den höchsten Weg der Wahrheit zu gehen verhindert werdest, so nimm Urlaub von deinem Beichtiger, und wenn dir der Urlaub nicht werden mag, so magst du von Gott Urlaub nehmen, und iß etwas bis morgen, und wenn du zu dem Beichtiger kommst, so sprich: ich war schwach und aß, und nimm darauf Urlaub. Die heilige Kirche meinte noch dachte das nie, daß sich jemand verderben sollte." Und in der Tat: das mystische Erlebnis ist so rein, so einfach und klar, daß es nicht an Übertreibung und Maßlosigkeit gefesselt ist. Es kommt — um eines sanften Bildes Mechthilds von Magdeburg zu gedenken — in die Seele „wie ein Tau auf die Blumen".

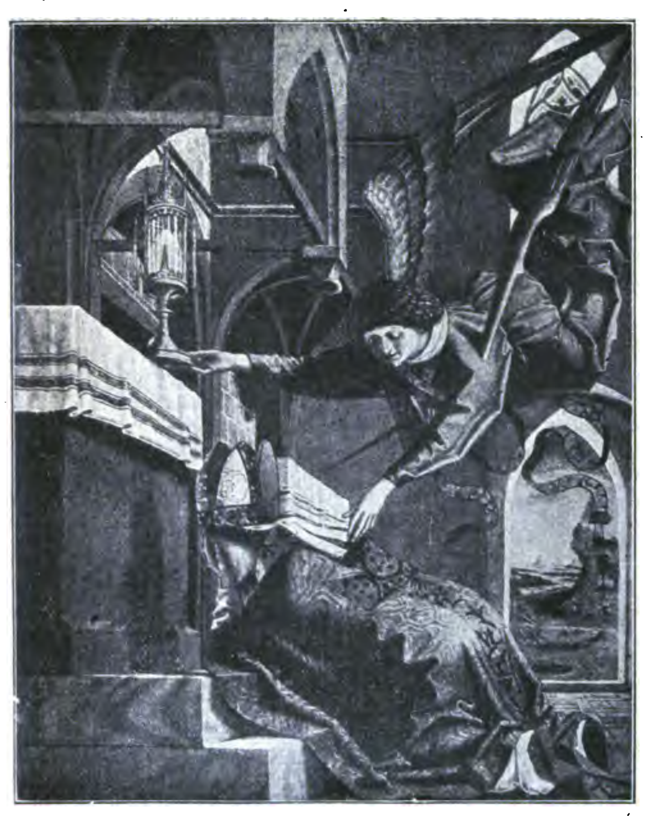
* * *

Die Bedeutung der Mystik — und dies ist nicht deutlich genug zu betonen — offenbart sich darin, daß sie unmittelbar bei Jesus von Nazareth, nicht bei dem paulinisch-christlichen Kirchentume beginnt, daß sie alle folgenden Stufen, welche lediglich dem Abstiege dienten, unbekümmert übersieht und als Nichtgewesenes beiseite läßt. Und wenn mit Bibelworten gesagt werden soll, wo die Mystiker anknüpften, was ihnen als die wahre, erlösende Heilsbotschaft erschien, so mag vor allem an zwei Aussprüche erinnert werden, die mit einer überraschenden Helle in die Dämmerung mittelalterlicher Scholastik leuchten, in eine Scholastik, die leider auch heute noch besteht und üppig weiterwuchert. „Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Gebärden. Man wird auch nicht sagen: siehe, hier oder da ist es. Denn sehet, das Reich Gottes ist inwendig in euch." Und das andere Wort: „Ich und der Vater sind eins." Alle Mystiker fühlen sich als Deuter und Vollender dieser Lehre. Sie alle wissen nur das eine, daß auf diesem Wege

allein Erfüllung und Reife nahen könne. Sie verlangen ernste Nachfolge, keine Umschweife und bequemen Ausflüchte. Der große Eckehart war es, der zuerst mit unbefangener Deutlichkeit und hehrster Selbstverständlichkeit gerade diesen Weg aufzeigte, mit einer liebevollen Strenge, die doppelt erschütternd wirkt, wenn man die Umgebung betrachtet, der dieser einsame Wundermann entwachsen sollte. Und zuletzt war es sein würdiger Nachfolger Fichte, der mit der Fackel seiner knorrigen Begeisterung hinunterstieg in die Düsternis der menschlichen Seele, in die Schächte des schlummernden Bewußtseins.

Ihre wahrhaft weihnachtliche, sternenselige Verkündigung und Lehre lautet einfach und groß: Gott und Seele sind nicht etwas Getrenntes; es gibt keinen Dualismus. Im Gegenteil: sie bedeuten dasselbe, sind untrennbar verbunden, sind eines.

Es mögen hier aus den Werken der Mystiker Beispiele und Belege folgen, damit ein, wenn freilich nur sehr beschränkter Einblick



Michael Pacher:
Ein Wunder aus der Legende des Heiligen Wolfgang

in diese noch so schmachvoll vernachlässigte, so wundersam lenzgläubige Welt gewonnen werde, die sich hier voll Mahnung und schattigen Friedens auftun möge.

Gerade bei Meister Eckehart findet sich über die Identität der Seele mit Gott eine Fülle eindeutiger, freudig bejahender Sätze, aus denen zunächst nur die folgenden genannt seien. „Gott muß Ich werden und ich Gott." — „Die Seele ist viel enger mit Gott vereint als Leib und Seele! In allen Kreaturen ist etwas von Gott; aber erst in der Seele ist Gott göttlich. Sie ist seine Ruhestatt." — „Nun wohlan, edle Seele, bedenke dich selber, bedenke, welche Herrlichkeit du in dir trägst: bist du doch mit deiner Gottebenbildlichkeit gewürdigt über die Herrlichkeit aller Kreaturen!" — „Gott vollzieht in der Seele seine Geburt." — „Gott liebt in der Seele sich selber." — „Daß Gott ‚Gott' ist, dessen bin ich eine Ursache. Gott hat sich von der Seele: daß er Gottheit ist, hat er von sich selber." — „Gott hat der Seele Ebenbildlichkeit mit ihm verliehen; und besäße sie diese

nicht, so vermöchte sie überhaupt nicht Gott zu werden, weder durch Gnade noch oberhalb aller Gnade.“ Jacob Böhme sagt: „Die Seele ist Gottes eigen Wesen.“ Und auch Fichte betont es nachdrücklich, mit immer stolz bewegtem Herzen: „Die Einsicht in die absolute Einheit des menschlichen Daseins mit der göttlichen ist die tiefste Erkenntnis, welche der Mensch erschwingen kann.“ In den unerschöpflich reichen, umfassenden Fragmenten des frühvollendeten Novalis lesen wir: „Wir werden die Welt verstehen, wenn wir uns selbst verstehen, weil wir und sie integrante Hälften sind. Gotteskinder, göttliche Keime sind wir. Einst werden wir sein, was unser Vater ist.“ — „Jeder Mensch, der jetzt von Gott und durch Gott lebt, soll selbst Gott werden.“

Man hat — je nach der Geistesrichtung des Beurteilenden — die mystische Gotterkenntnis häufig mit dem Vorwurf des Pantheismus zu widerlegen versucht oder auch durch diese Bezeichnung zu adeln unternommen. Es wäre besser, von diesem philo-

sophisch umgrenzten, in sich selbst keineswegs eindeutigen Begriffe Abstand zu nehmen, weil er notwendigerweise, eben infolge seiner Vielgestaltigkeit, den mannigfachsten Deutungen und Beschränkungen unterworfen ist. Und auch in Hinsicht dessen scheint er flach und dürftig, als ja die Mystiker gerade den tiefen Gegensatz von Gott und Mensch, Gott und Natur sehr bang und schmerzhaft empfinden und die Unvollkommenheit alles Irdischen zum Inhalt ihrer klagenden Gebete erheben. Gott west in uns allen; wir aber sind nicht Gott, sondern nur die Möglichkeit, ihm gleich zu werden. Sicherer und bezeichnender wäre vielleicht die Berufung auf den Panentheismus, gegründet durch die heilige Gewißheit: in ihm leben, weben und sind wir, — alle ein Teil des Ewigen, das uns liebevoll und groß umhüllt; ein jeder eigenkräftig, bestimmt zur Selbständigkeit, zur Wahl des Guten oder Schlimmen —: Postulate, die sich mit der Formel des Pantheismus nur mühsam und hinterhältig würden in Einklang bringen lassen. Jacob Böhme,

der einerseits das Bekenntnis ausspricht: „Gott ist alles. Er ist Gott, er ist Himmel und Hölle und ist auch die äußere Welt, denn von ihm und in ihm urständet alles“, verwirft anderseits diese Anschauung als befangen und beengt, zumal sie den Ursprung und die Tatsache des Bösen nur ungenügend zu rechtfertigen weiß. Er zürnt: „Was mache ich mit einer solchen Rede, die keine Religion ist? Eine solche Religion nahm der Teufel in sich und wollte in allem offenbar sein und in allem mächtig.“ Übrigens täte man gut, so schwebende, zart beschwingte Begriffe wie diejenigen der Mystik nicht mit der Rüstung hergebrachter, zwangvoller Regeln zu beschweren und zu erdrücken.

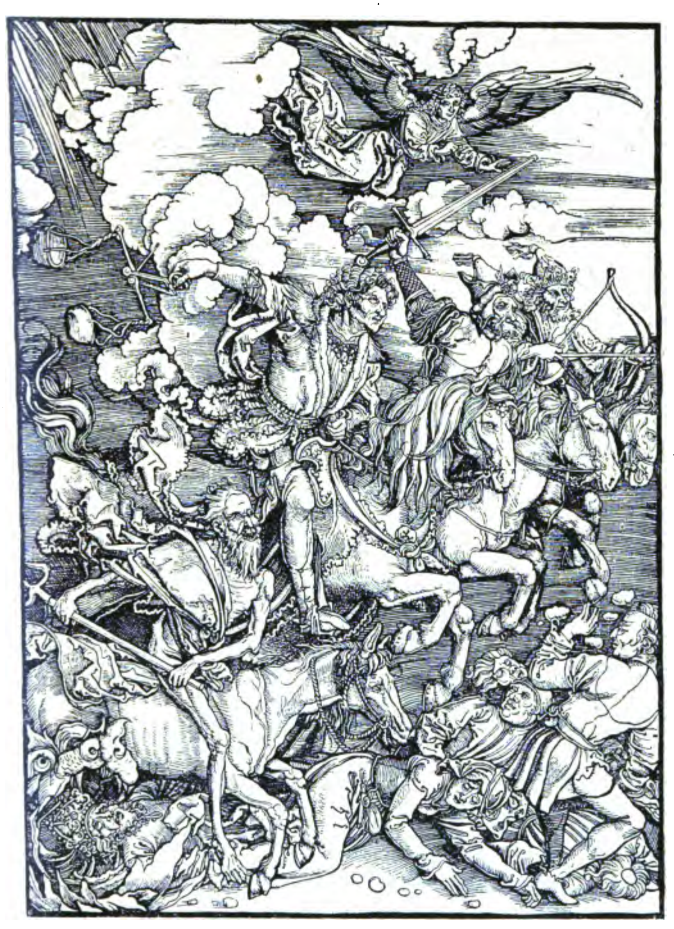
* * *

Die mystische Einsicht nun ist es, die uns eine gereinigte, freie Religion geschaffen hat. Damit war die starre, unwürdige Anschauung des Judentums endgültig und sicher überwunden. Der persönliche, außerweltliche Gott, der vom Himmel auf seine Knechte herniederblitzte, der sich dieser Erde als Fußschemel bediente, der die Sünden der Väter bis ins tausendste Glied zu strafen verhieß — er zerfloß wie ein Trugbild fröstelnder Herbstnacht vor der flammenden Morgenröte echt arischer, deutschester Erkenntnis. Wie ein Fluch lastete und lastet noch heute diese semitische Lehre auf allen, denen Religion mehr bedeutet als eine gefrorene Abstraktion, als grimmige Drohung oder allgemeine Gnadenbezeigung. Gott und Mensch waren ehedem ein Gegensatz, ein Widerstreit, ja geradezu eine Feindschaft. Als ob ein zuckendes Gewitter über dem geängstigten Menschen heraufgrollte, so lief er zitternd und geduckt über die bedrohte Erde. Ist dies nicht eine Erinnerung aus eines jeden Kindheit und ersten Schuljahren: man lernte damals die

Erklärungen: wir sollen Gott fürchten und lieben — eine Forderung, die allerdings bei Erläuterung der jüdischen Gebote nicht wohl umgangen werden konnte. Und auch jetzt sind die Segnungen mystisch-deutscher Gotterkenntnis auf ach! so wenige Beflissene herniedergetaut, daß man noch heute damit beginnt, den Kindern die — durch Jesus eindringlich widerlegten und abgewiesenen! — jüdischen Gesetze umständlich darzulegen und gar als vorbildlich auf ihre zarten Herzen herabzubeschwören!

Die älteren Mystiker haben es wohl versucht, alttestamentarische Anschauungen auszubeuten und nutzbar zu machen, wie sie auch keineswegs die überlieferten Symbole und Legenden überhastet und schroff von sich gewiesen haben. Ihr Predigeramt erheischte es so. Aber zumeist begnügen sie sich, lediglich die allgemeinsten Belege zu nennen, ohne sich lange zu verweilen oder sie nach ihrem Wunsch und Ziele zu brauchen und umzudeuten. Und es gibt gar manche Stellen, wo der Widerspruch unverhüllt hervorbricht, wo

nur Kopfschütteln und rückhaltlose Ablehnung laut werden. Thomas a Kempis betet mit rührender Schlichtheit: „Nicht Moses rede zu mir oder einer deiner Propheten, sondern vielmehr du, Herr Gott! Du Begeisterer und Erleuchter aller Propheten, weil du mich allein ohne sie vollkommen unterweisen kannst, jene aber ohne dich nichts fördern werden. Sie können wohl Worte ertönen lassen, aber den Geist verleihen sie nicht. Sie sprechen aufs schönste, aber so du schweigest, entzünden sie das Herz nicht. Buchstaben überliefern sie, du aber öffnest den Sinn. Geheimnisse tragen sie vor, aber du schließest auf das Verständnis. Die Gebote verkünden sie, du aber hilfst sie vollbringen. Den Weg zeigen sie, du aber stärkest zum Wandel. Jene wirken nur äußerlich, du aber unterweisest die Herzen und erleuchtest. Jene begießen auswendig, du aber schenkest die Fruchtbarkeit. Jene rufen mit Worten, du aber erteilest dem Gehör das Verständnis." Und nicht minder sicher und vernehmlich redet Sebastian Franck: „Da



Albrecht Dürer: Die apokalyptischen Reiter (1490)

hatte das äußerliche, buchstäblich gefaßte (alte) Testament einen gleich äußerlichen Befehl und Beruf, ein gleiches Gesetz, eine gleiche Predigt, Frömmigkeit und alles, was auch ein Gottloser könnte verwalten. Aber im neuen Testament, das der heilige Geist ist, eine lebendige Kraft Gottes und kein toter Buchstabe, ist es etwas ganz anderes. Da will es alles ein gleich geistlich Volk, einen geistlichen Beruf, Dienst und geistlichen Diener haben. Und Gott will seine Gnade und seinen heiligen Geist nicht durch böse, fleischliche, gottlose Leute geben und wirken, so wenig als den Ochsen durch die Hörner." Meister Eckehart sucht bei einer Gelegenheit, wo er sich mit jüdischer Überlieferung auseinandersetzen muß, den köstlichen Ausweg: „Allerdings schreibt Moses so: er wußte es wohl besser, er tat es aber der Leute wegen, die es anders nicht verstehen noch fassen konnten." Und Jacob Böhme äußert einmal, da er sich nicht mehr zurechtzufinden weiß, mit selbstsicherer Ehrlichkeit: „Allhie lieget dem Mosi der Deckel vor den Augen."

Indem die starre jüdische Religionslehre niedergerungen und überwunden wurde, vollzog sich nun eine wahrhaft schöpferische Erweckung: es wurde nun erst die Möglichkeit eines innigen, wachsenden Lebens gewährt; jetzt erst konnte die Seele sich wahrhaft ausblühen und entfalten. Nicht mehr galt das alte Wort: Gott ist; jetzt gab es nur eine Gewißheit: Gott wird. Immer und ewig webt er im Herzen, immer nach Vollendung strebend, immer als Ziel, niemals als schlaffes Genügen. Seit Anbeginn ist er in uns tätig und schenkt einem jeden das stolze Recht, mit Jesus zu bekennen: „Ehe denn Abraham ward, bin Ich." Diese unmittelbare Gewißheit, daß Gott nicht mehr fern und fremd ist, daß wir ihn vielmehr in uns selber tragen, daß er im innersten Grunde der Seele sich beständig selbst erschafft, daß also einem jeden Menschensohne, nicht nur dem einen, gegeben ward zu sagen: „Ich und der Vater sind eins", nimmt alle Furcht und knechtische Unterwürfigkeit, schenkt dagegen ein freudiges und selbstgewisses Bejahen aller Dinge,

heiligt die Seele zum Wachstum und zur gläubigen Hoffnung. Religion ist helläugige, unzerstörbare Jugend; kein vergrämtes, abgetanes Alter! Wie klingt nun Meister Eckeharts Verheißung so jubelnd und gewiß: „Alles, was der Sohn hat, sein Wesen und seine Natur, das hat er darum von seinem Vater, damit wir eben dieser eingeborene Sohn seien." Das eben bleibt das Betonte und Wesentliche: der Mystiker will Gott nicht verehren und knechtisch dienstbar sein, — er strebt vielmehr, ihn unmittelbar und innig zu fühlen. Damit ist uns nahe gekommen, was früher wie etwas Unbeteiligtes über uns stand, zu dem wir verlangend, aber nie erringend aufwärts blickten. Eine neue Welt hat sich erschlossen, die freilich noch immer so jungfräulich und fremd geblieben ist, daß nur wenige Weltumsegler an ihrer wartenden Küste gelandet sind ...

* * *

Wenn Gott nur eine gestaltlose Wesenheit zukommt, wie ist er dann zu deuten, zu fassen? Hier, wo das Unaussprechliche in Worte geprägt werden soll, erreicht die abstrakte Ausdrucksform der Mystiker ihren wolkenlosen Gipfel. Sie wissen nur dieses: Gott ist überhaupt als solcher nicht zu schildern und zu erklären. Das allein darf man behaupten: daß er nicht vorzustellen, nicht auszudenken ist. Er läßt sich also nur negativ umschreiben. Wir müssen, wie Ruysbroeck redet, „mit Jesus auf den Berg unserer Bilderlosigkeit steigen". Gott ist ja selbst „die nackte Bildlosigkeit"; wie könnten wir ihn auch erfassen, fragt Ruysbroeck, denn: „Ein geschaffenes Gefäß kann ja kein ungeschaffenes Gut fassen. Darum bleibt da ein ewig hungerndes Sehnen, und Gott fließt darüber weg in einem Nichtgewähren." In steten Klagen bekennen die Mystiker diese allzu rasche Erschlaffung nach dem Aufstieg zum Gipfel einsamster Erkenntnis; die irdische Gebundenheit des Blickes und die Ohnmacht des zeugenden Wortes. Und dennoch ver-

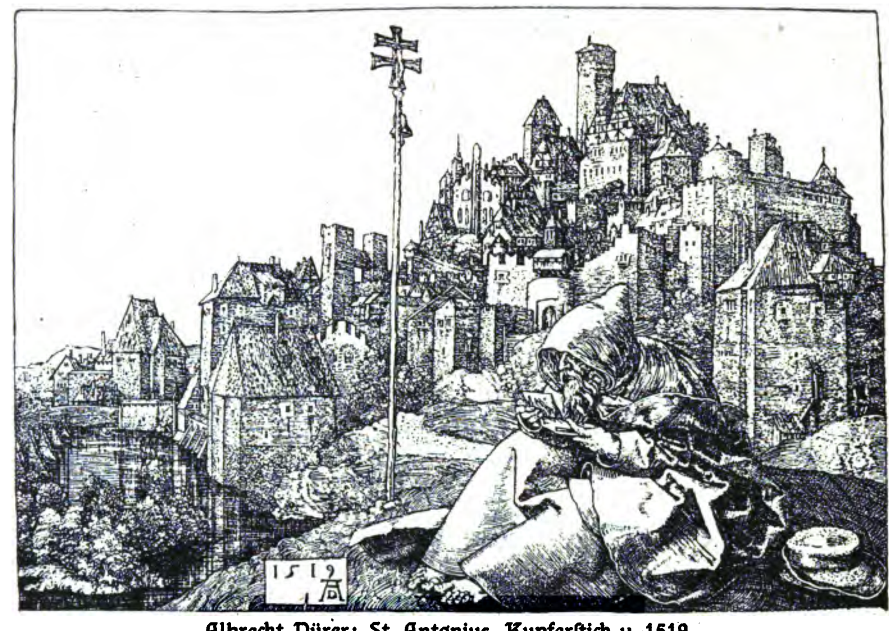
suchen sie es immer wieder, wenigstens eine Andeutung, eine ferne Vorstellung dieses Gottes zu schenken. (So wie es ja auch Kant unternahm, dem „Ding an sich", trotzdem er dessen Transzendenz verteidigte, wenigstens ein paar verschwiegene Eigenschaften zuzuweisen.) Bei Eckehart finden wir Ausdrücke wie diese: „Gott ist ein überseiendes Nichtsein" oder „Gott ist für sich selber: Sein; für das Begreifen der Kreatur ist er ein Nichts." Bei Ruysbroeck lesen wir das sternenweite Wort: „Es ist die höchste Kenntnis von Gott, welche der Mensch im aktiven Leben erreichen kann, daß er solches im Lichte des Glaubens erkennt: wie Gott unbegreiflich und unerkennbar ist." — „Sind auch der Namen viele, die wir Gott beilegen, so ist doch die erhabene Natur Gottes ein Einfaches und Unnennbares für die Kreatur." Tauler sagt: „Gott ist in allen Dingen weit verborgener als irgendein Ding sich selbst im Grunde der Seele ist, verborgen allen Sinnen und innen im Grunde völlig unerkannt." Und Suso muß verzichtend das Ein-

geſtändnis tun: „Wo man minnet Bild oder Perſon, da minnet Zufall Zufall, und dem iſt unrecht; doch ſo leide ich mich darin, bis es abfällt. Es iſt aber etwas von innen Einfältiges, da der Menſch nicht minnet Gegenwärtigkeit des Bildes, ſondern da der Menſch und alle Dinge eines ſind, und das iſt Gott.“

Man bedenke wohl, daß hier von dem geredet wird, was Eckehart auch die Gottheit nennt, — das Überweſentliche, die Idee, die „ungenaturte Natur“, oder, wie die Scholaſtiker und beſonders Scotus Erigena es bezeichnen: die natura naturans. Das aber, was in unſerer Seele uns nahe und verbunden iſt, das heißt Gott, und von dieſem können wir ſo viel ausſagen, als Einſamkeit und Friede uns an Erkenntnis und ſeeliſcher Fülle verleihen mögen. In dieſem Sinne erklärt ſich nun auch der bereits erwähnte Ausſpruch Eckeharts: „Gott hat ſich von der Seele: daß er Gottheit iſt, hat er von ſich ſelber.“ Valentin Weigel beſtätigt dieſe Anſchauung eindringlich: „Gott für ſich ſelbſt iſt in Ewigkeit willenlos und affektlos, er

will nichts; aber in, mit und durch das Wort und Kreatur wird er uns zum Willen und wird wollend, fürnehmlich im Erſtgeborenen Chriſto, da läſſet er ſich ſehen, was er wolle.“ Weder das Gute noch das Böſe des Menſchen, ſo äußert ſich Weigel, vermag Gott zu helfen oder zu ſchaden, denn er iſt ja unberührt von aller Kreatur. Aber, ſo ſagt er weiter, die Schrift redet wohl davon, daß Gott ſich freue, ſich betrübe; damit iſt aber nur der Gott gemeint, der ſich in unſerm menſchlichen Herzen ſpiegelt, den unſer matter Geiſt nach ſeinem ſchwachen Vermögen befindet und begreift. Denn, wenn die heilige Schrift ſo von Gott ſpräche, wie es eigentlich in Gott wäre, ſo könnten wir ja nichts davon begreifen und faſſen.

Die Gottheit iſt das ewig unberührte Abgeſchiedene, das durch nichts geſtört und gehindert werden kann, und Eckehart ſucht auch für die Schilderung dieſes Zuſtandes in der ungelenken Sprache ſeiner Zeit neue, ſchöpferiſche Werte. Er ſagt: „In dieſer unbeweglichen Abgeſchiedenheit iſt Gott ewig-




Albrecht Dürer: St. Antonius. Kupferstich v. 1519

lich gestanden und steht er noch. Selbst da er Himmel und Erde schuf und alle Kreatur, das ging seine Abgeschiedenheit so wenig an, als ob er nie etwas geschaffen hätte. Ja, ich behaupte: alle Gebete und alle guten Werke, die der Mensch hier in der Zeit verrichten mag, von denen wird Gottes Abgeschiedenheit so wenig bewegt, als ob es so etwas gar nicht gäbe, und Gott wird gegen den Menschen deshalb um nichts milder und geneigter, als wenn er das Gebet und das gute Werk nie verrichtet hätte. Ja, selbst als der Sohn in der Gottheit Mensch werden wollte und ward und die Marter litt, das ging die unbewegliche Abgeschiedenheit Gottes so wenig an, als ob er niemals Mensch geworden wäre." — „Gott und Gottheit sind unterschieden als Tun und Nichtstun" — (als Erscheinung und Ding an sich).

Diese Abgeschiedenheit aber als erstarrt, als kalt und tot, gleichsam als einen drohend reglosen Gletscher zu betrachten, würde freilich ein schmerzliches Versehen bedeuten. Wie sollte auch aus Leblosem Lebendiges strömen, aus Unbegreiflichem das Begreifliche? Dieses

nur sollen wir wissen und verstehen: daß sich Unbedingtes nicht von Bedingtem, Ewiges nicht von Zeitlichem zwingen und bestimmen läßt.

Ein Beispiel möge der Verdeutlichung dienen. Auch die Natur erscheint uns als solche unbeteiligt und fern; ob Regengüsse das angebaute Land zerschwemmen, ob der Blitz die sorgsam gezimmerte Hütte in Flammen verlodern läßt — was ficht es die Natur an? Sie wirkt, und es geziemt uns, fügsam zu sein. Erst dann, wenn der Künstler sie zum eigenen tätigen Erlebnis gestaltet, wenn er uns belehrt, daß die Blume mehr, viel mehr bedeutet als einen botanischen Begriff, daß der Blitz nicht nur die Entladung elektrisch bebender Wolken ist, erst wenn wir es vermögen, die Natur aus uns selber zu entwickeln und uns als identisch mit ihr zu empfinden, erst dann erhält sie für uns Sinn und Bedeutung; erst dann bleibt sie nicht mehr ein blinder, törichter Zufall. Was nützt es, wenn wir zum Regen flehen, abzulassen, damit er den Fluß nicht über die Ufer treibe? Nur, wenn wir die wortlose Aufforderung

begreifen, Brücken und Dämme zu errichten, gemeinsam mit der Natur zu handeln, an ihr zu wachsen und zu erstarken, eines mit ihr zu werden — nur dann zeigen wir uns ihrer namenlosen Größe und Mächtigkeit wahrhaft würdig. — Nun wird es auch verständlich, warum Eckehart die manchem Unberatenen so herb und übermäßig klingende Behauptung sagt: „Abgeschiedenheit und Lauterkeit kann überhaupt nicht beten. Denn wer betet, der begehrt etwas von Gott, daß es ihm zuteil werde, oder er begehrt, daß Gott ihm etwas abnehme. Das abgeschiedene Herz begehrt aber nichts und hat auch nichts, dessen es gern ledig wäre. Darum steht es alles Gebetes ledig, und besteht sein Gebet nur darin: einförmig zu sein mit Gott." In seinem „Gebetbüchlein" erhebt sich Weigel zu dem Schlusse: „Es meinen die ungeübten Schriftgelehrten und die, so weder sich selbst noch ihren Gott im Himmel kennen, weil sie Christum und sein Reich hie und da von außen suchen, sie erlangen durch ihr Beten erst das Reich Gottes, die Weis-

heit, den heiligen Geiſt, und ſei nicht alles zuvor da. Wäre dem ſo, und erlangten wir erſt durch unſer Bitten als durch unſer Werk Gottes Gaben, ſo müßte Gott parteiiſch ſein, indem er dieſem oder jenem, der da betete, gäbe und nicht allen zugleich. Dann würde gemeint: wir müßten Gott erwecken durch unſer Geſchrei oder Gebet, wie auch die Baalsprieſter achteten, obgleich er doch nie geſchlafen hat: er iſt ein allzeit wachendes Auge. Wir waren entſchlafen in den Gaben Gottes und mußten durch Gott ſelbſt in uns wieder erweckt werden . . . Käme der heilige Geiſt von außen durch das Beten, ſo würden ihn unſere Schriftgelehrten ſchon längſt erlangt haben, und auch die Verdammten in der Hölle würden Gott bewegen können!" Angelus Sileſius hat ſolche Gedanken in den Verſen ausgeprägt:

Wer Gott um Gaben bitt't, der iſt gar übel dran:
er betet das Geſchöpf und nicht den Schöpfer an.

Oder:

Gott iſt ſo über all's, daß man nicht ſprechen kann,
drum beteſt du ihn auch mit Schweigen beſſer an.

* * *

Angesichts dieses Gotterlebnisses ist nun alles historisch Bedingte, alle Tradition gleichgültig geworden, und die einst von sogenannten Freigeistern übermäßig und lärmend gefeierten Schriften eines David Friedrich Strauß und Renan, die Bestrebungen der Bibelexegeten und Hermeneuten, Chamberlains eifriger Versuch, Jesus mindestens zu einem Halbarier zu wandeln (auch Fichte stellt sich zweifelnd zu der überlieferten Herkunft Christi) — erscheinen bestenfalls als anerkennenswerte philologische Leistungen, die jedoch das Christentum selbst nur am äußersten Umkreise berühren. Das alles sind Um- und Abwege, welche dem W e s e n in keiner Weise nahe kommen. Ja, die Mystiker hegen sogar eine uneingeschränkte Verachtung vor solcher Tätigkeit, wie denn Sebastian Francks Worte an Deutlichkeit gewiß nicht mißzuverstehen sind: „Das ist aller Welt Theologie: nichts als eitel Vorwitz und Zank um Mosis Grab, von des Esels Schatten, der Geis Wolle, den Zeremonien und Elementen." — Oder: „Da sieht man Wunder, namentlich

in diesen letzten Zeiten" — Franck verstarb 1542! — „wie man alles flicken und mit Schrift klugmachen, drehen und beschönigen kann, wie man will." Und Valentin Weigel schildert uns einmal mit überlegener Ironie das Zwiegespräch zwischen einem unbefangenen Laien und einem fanatischen Geistlichen, der sich mit erbitterter Beschränktheit an die Worte der Confessio Augustana klammert, worauf ihm der Laie entgegenhält: „Jetziger Zeit wollen die Menschen lieber wider die heilige Biblia und Christum selbst handeln, denn daß sie abtreten sollten von der Augustana Confessione, das heißt: Christum Jesum lassen sie eher fahren denn Menschengüter, dieweil daran soviele Fürsten, Herren, Grafen, Ritter, Edle, Unedle, Städte, Kaufleute usw. hangen und beruhen", und der überführte Geistliche weiß sich schließlich nur mit der ärgerlichen Abwehr zu helfen: „Du bist mein Zuhörer nicht! Von mir lernst du solches nicht! Du willst mich wohl in Gefahr bringen, um meinen Dienst, um mein Leben mit solchen Reden? Fahre hin mit deinem

Hosiandrismo, mit der verdammten Schwärmerei! Ich bleibe bei der gesunden, reinen, heilsamen Lehre unserer Präzeptoren und bei ihren Schriften."
Es geht nicht an, zürnt Weigel einmal, daß man die Geschichte Christi „wie ein Kapitel aus dem Titus Livius" behandele. Auch Thomas a Kempis bekennt: „Es ist ein großer Unterschied zwischen der Weisheit eines erleuchteten und andächtigen Mannes und der



Albrecht Dürer: Die Apostel Johannes und Petrus (1526)

Wissenschaft eines gelehrten und studierten Geistlichen. Viel edler ist die Lehre, die von oben aus göttlicher Eingebung herabfließt, als die, welche durch menschlichen Verstand mühsam erworben wird."

Jacob Böhme, der Philosophus teutonicus, entlädt seinen Zorn immer wieder auf jene Gelehrten, die in der Bibel lediglich einen Vorwand für eigene Vermutungen und Konjekturen erblicken wollen:



Albrecht Dürer: Der Apostel Paulus und der Evangelist Markus (1526)

„O das Dornenstechen, daß man den heiligen Geist mit Gesetzen bindet! Was sind Gesetze im Reiche Jesu, der uns frei gemacht, daß wir wandeln sollen im heiligen Geiste. Wozu sind sie anders erdichtet als zur Wollust des Antichristen, damit er mächtig und prächtig einhergehen kann und ein Gott auf Erden sei!" Oder: „Der Pfaffe hat keinen Schlüssel zum Himmelreich, es dir aufzuschließen; du mußt selber eingehen und neu geboren werden, anders ist kein Rat, weder im Himmel noch auf dieser Welt." Wieder an anderer Stelle: „Daher kommen die Streitigkeiten des Glaubens um die göttliche Wissenschaft, daß man Gott in seinem eigenen Willen und Wissen sucht, er aber wohnt bloß in dem Willen, der sich ihm ganz mit aller Vernunft ergibt, der gibt er Erkenntnis und Kraft, sein Wesen zu erkennen."

Das war ja die Tragik des Christentums, daß die Worte eines Mannes, der friedsam wandernd, arm und verkannt durch die Lande zog, zu einem staatlichen und kirchlichen Systeme ausgebaut und herabgewürdigt

wurden. Man hat die sogenannte Erlösungslehre als einmaliges historisches Faktum in den Mittelpunkt geschoben, hat ein Dogma dort errichtet, wo doch nur die schlichte, vorbildliche Mahnung an einen jeden einzelnen gesprochen war, etwas durchaus Unverbindliches, Gelegentliches, der Niederschlag einer heiligen Überzeugung, die so rein und stark aus göttlicher Erfahrung entquollen war, daß sie keinen Anspruch darauf erhob, als umgrenzte, regelhafte Lehre aufzutreten, sondern nur ein Beispiel und Berater zu sein bemüht war. Diesem Versehen, dieser Veräußerlichung, die bei Paulus begonnen hat und noch heute beschützt und ungeschwächt weiterdauert, gilt der zürnende Einwurf der Mystiker. Und wie Eckehart einmal ausruft: „Sankt Pauls Wort ist ein Wort nur des Paulus; daß er im Zustand der Gnade gesprochen hätte, das ist nicht der Fall", so entscheidet er sich, der Dominikanermönch, sogar zu dieser Erkenntnis: „Unserem Herrn sollen wir billig nachfolgen. Aber doch in allen Stücken nicht! Christus hat vierzig Tage gefastet: es wird sich

wohl niemand übernehmen, ihm darin nachzufolgen. Er hat viele Werke getan, bei denen ihm an geistiger, nicht an buchstäblicher Nachfolge lag! Man muß sich also Mühe geben, wie man ihm vernünftig könne nachfolgen!"

Der Beginn der mystischen Religion bei Jesus selbst, die Forderung abwegloser Nachfolge seiner Worte und Weisungen, welche alle äußeren Mächte und Zeichen ablehnt und übersieht, ist allein vermögend, die konfessionellen Spaltungen und menschlich bedingten Vorurteile aufzulösen und zu einen. Alle kirchlichen Sekten sind dem Eigenwillen entwuchert und aus diesem Grunde auch im Irrtum befangen. Die Kirchengeschichte stellt lediglich den Kampf um persönliche Machtfragen dar, um die Buchstaben und weltlichen Satzungen in geistlicher Verbrämung. Darum hat Fichte in ungetrübter Erkenntnis die Berechtigung des Katholizismus und Protestantismus gleichermaßen verworfen, weil sie auf dem völlig unhaltbaren Grunde des Paulinismus ruhen, der von einem willkürlich handelnden Gotte den Ausgang neh-

men mußte, um dem Judentum, das ja — man vergesse es niemals! — durch Jesus von Nazareth endgültig überwunden und abgelehnt war, auch nur für gewisse Zeit Gültigkeit beizumessen. Indem aber beide Konfessionen, Katholizismus und Protestantismus, den sophistischen Irrtum des Paulus aufgenommen und anerkannt haben, bleibt ihnen nur der Streit über das Mittel, diese Theorie zu bewahren und aufrecht zu halten. Fichte dagegen beruft sich zuversichtlich auf die Urgestalt des Christentums, wie es im Evangelium nach Johannes auferstanden ist, wo kein anderer Beweis als nur der innere Geltung hat, und so lesen wir das edle, befreiende Geständnis: „Wer Jesus selbst für seine Person gewesen oder nicht gewesen sei, daran kann bloß dem Pauliner liegen, der ihn zum Aufkündiger eines alten Bundes mit Gott und Abschließer eines neuen in desselben Namen machen will; zu welchem Geschäfte es allerdings einer bedeutenden Legitimation bedürfen würde: der reine Christ kennt gar keinen Bund noch Ver-

mittlung mit Gott, sondern nur als altes, ewiges und unveränderliches Verhältnis, daß wir in ihm leben, weben und sind; und er fragt überhaupt nicht, wer etwas gesagt habe, sondern was gesagt sei; selbst das Buch, worin dies niedergeschrieben sein mag, gilt ihm nicht als Beweis, sondern nur als Entwicklungsmittel, — den Beweis trägt er in seiner eigenen Brust." Hatte doch Sebastian Franck, der sich vom Katholizismus zum Luthertum gewandt hatte, ohne auch dort Genüge und Befreiung zu sehen, bereits über das zerbröckelnde Sektiererwesen Klage erhoben und eine allumspannende neue Religion erhofft und herbeigesehnt. Die drei vornehmlichen Glaubensrichtungen, die von Luther, Zwingli und den Wiedertäufern ihren Ausgang nahmen, möchte er durch einen vierten Glauben überwunden sehen, der nichts weiß von Sakramenten, Bann und äußerlicher Predigt, sondern „eine unsichtbare Kirche in Einigkeit des Geistes und Glaubens versammelt unter allen Völkern und allein durchs ewig unsichtbare Wort



Hans Fries:
Der Heilige Franziskus empfängt die Wundmale (1501)

von Gott ohne alle äußeren Mittel regiert“. Diesem Verlangen nach einem solch unbegrenzten Frühlingsreiche hat auch Novalis in zwar unhistorischer, aber gläubig gewisser Darstellung am Schluß seines Aufsatzes „Die Christenheit oder Europa“ Ausdruck verliehen. Gerade die einfache, umfassende und geschlossene Mystik, welche sich nicht auf die Vielen, sondern auf die Einzelseele bezieht, nicht auf Massenbewegung, sondern auf die Erfüllung des Individuums, bleibt fern von Hader und weltlicher Gewalt, gleichsam in eigenem Glanze ruhend, unberührt und hoch ...

Auch die mit so viel selbstbewußter Übertreibung und lauter Forschergeschäftigkeit aufgerollte Frage, ob dieser Jesus von Nazareth wirklich gelebt habe, ob das historische Gewissen in solcher Unsicherheit Frieden finden dürfe, verblaßt und erscheint nun dürftig vor der geistigen Nachfolge, welche die Mystiker fordern. Denn, wie Fichte mit erlösendem Freimute gesteht: „Nur das Metaphysische, keineswegs aber das Historische

macht selig; das letztere macht nur verständig ... Falls Jesus in die Welt zurückkehren könnte, so ist zu erwarten, daß er vollkommen zufrieden sein würde, wenn er nur wirklich das Christentum in den Gemütern der Menschenherzen herrschend fände, ob man nun sein Verdienst dabei preisete oder es überginge; und dies ist in der Tat das allergeringste, was von so einem Manne, der schon damals, als er lebte, nicht seine Ehre suchte, sondern die Ehre des, der ihn gesandt hatte, sich erwarten ließe." Das eben war ja der herbe Fehler des kirchlichen Christentums, daß sozusagen das Gleichnis zur steinernen Tatsache erkaltet wurde. Weigel schreibt: „Gleichwie ein Akzidenz die Substanz nicht kann wirken und ein Schatten nicht das Wesen selbst, so kann auch kein Buch und keine Schrift das Inwendige im Menschen wesen und wirken." So ist es auch möglich, daß wir bei Schleiermacher die hochgemuten, ketzerischen Sätze lesen können: „Jede heilige Schrift ist nur Mausoleum, der Religion ein Denkmal, daß ein großer Geist

da war, der nicht mehr da ist; denn wenn er noch lebte und wirkte, wie würde er einen so großen Wert auf den toten Buchstaben legen, der nur ein flacher Abdruck von ihm sein kann? Nicht der hat Religion, der an eine heilige Schrift glaubt, sondern der, welcher keiner bedarf und wohl selbst eine machen könnte." Und so meint es auch Novalis: „Der heilige Geist ist mehr als die Bibel. Er soll unser Lehrer des Christentums sein — nicht toter, irdischer, zweideutiger Buchstabe."

Religion ist nicht etwas Vergangenes, sondern blutvollste Gegenwart, freudigste Zukunft! Nur unverständige Ausflucht kann hier von einem Mißverständnis fabeln, über Unkenntnis oder Verfälschung schelten; — wissen wir doch nicht einmal, ob wir in den Evangelien wirklich getreue, geschichtlich bewiesene Überlieferungen zu erblicken haben. Es gibt noch immer solche, die mit einem mitleidigen Achselzucken auf Jacob Böhme, den Görlitzer Schuhmachermeister, herniederschielen; aber waren denn die Evangelisten Schriftgelehrte oder nicht vielmehr Fischer

und Landleute, von denen Goethes Verse aus der Hufeisenlegende noch immer lächelnde Wahrheit bleiben:

. . . und viele Jünger sich zu ihm fanden,
die sehr selten sein Wort verstanden — ?

(Weigel spottet einmal, darum seien Hirten und Schiffer als Verkünder des neuen Glaubens erwählt worden, damit die weltweisen Könige nicht verführt würden „solche Wissenschaft der Welt aufzusatteln", wie es noch jetzt wider die Natur des Glaubens geübt würde, der nicht aufgezwungen und befohlen werden dürfe.)

Die Mystiker sehen in den biblischen Büchern nicht mehr von vornherein Ursprung und Quelle, sondern sie schließen gewissermaßen rückwärts —: weil unser Gotterlebnis, das wir so unmittelbar und ohne fremde Wirksamkeit an uns erkannt, schon in den Evangelien des neuen Testaments geschehen ist und sich bereits an dem Manne erfüllt hat, dessen Erdenwallen uns als vollkommen und vorbildlich gilt, darum dürfen wir diese Schriften als Bestätigung für die Wahrheit

und Treue unserer Gotterfahrung aufnehmen und schätzen. Was Augustin in seltener, vielleicht ihm selber unbewußter Offenbarung gesprochen hatte: „Non Christiani, sed Christi sumus“ — wir sind nicht Christen, sondern Christusse —, das erlebt hier seine wirksamste und schönste Bestätigung. Jetzt ist es wirklich förderliche Erkenntnis geworden, die in sich selbst die Gewähr ihrer Berechtigung trägt.

Angelus Silesius, der cherubinische Wandersmann, hat diese unzertrennliche Einheit von Gott und Seele mehr als ein Mal in seinen kostbaren Sprüchen bekräftigt, vor allem in dem bekanntesten:

Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nu kann leben;
werd' ich zunicht, er muß von Not den Geist aufgeben.

Oder:

Ich bin so groß als Gott, er ist als ich so klein:
er kann nicht über mich, ich unter ihm nicht sein.

Das Heilserlebnis ist also nicht mehr einmaliges historisches Faktum, — es offenbart sich vielmehr an jedem Menschen, immer von neuem. Es offenbart sich täglich und stündlich und ist nicht an Formel und Weise

Matthias Grünewald: Die Auferstehung Christi

gebunden. Es hebt den Menschen über Zeit und Raum empor zur „Vergottung", zu einem absoluten Beisichselbstsein. Da braucht es keines Mittlers, keines Zufalls; die Ewigkeit bedarf keines äußeren Beweises mehr. Wer so tief durchglänzt ist vom göttlichen Wesen, der kennt nicht Tag und Stunde, nicht irdische Begrenzung; ihm ist die Unvergänglichkeit schon hienieden geworden. Darum gibt Schleiermacher das wundervolle Bekenntnis: „Mitten in dem Endlichen Eins werden mit dem Unendlichen und ewig sein in einem Augenblicke, das ist die Unsterblichkeit der Religion." Die Erfüllung des Augenblicks, die Erkenntnis des heiligen Wertes und der ewigen Dauer in aller Vergänglichkeit, die Verneinung aller Schranken und die bewußte Einkehr in die ewige Zukunft — was bedeuten sie anders als die Überwindung des Zufalls und die Anerkennung des unzerstörbaren Wesens? Darum singt Angelus Silesius:

Ein wesentlicher Mensch ist wie die Ewigkeit,
die unverändert bleibt von aller Außerheit.

Das ist es, was die Mystiker empfanden in den Stunden höchster Begeisterung, innigsten Rausches: ein Schweben, ein Gelöstsein und eine Entbundenheit aller Schwere. Und wenn schon in den beseeltesten Augenblicken irdischer Liebe jene „fremde Fühlung" aufleuchtet, von der Goethe weiß, um wieviel reiner und vertiefter in der Inbrunst zum Göttlichen? Was bedeutet nun der Tod? Ist er nicht die letzte Erlösung aus zeitlicher Fesselung und zugleich die heiligste Bejahung des Lebens, der kleine Schritt über die Schwelle, der flüchtige Übergang? So meint es auch Fichte: „In der neuen Zeit bricht die Ewigkeit nicht erst jenseits des Grabes an, sondern sie kommt mitten in die Gegenwart hinein." Jacob Böhme pflegte seinen Freunden die Reime ins Stammbuch zu schreiben:

Wem ist Zeit wie Ewigkeit
und Ewigkeit wie die Zeit,
der ist befreit
von allem Streit.

Und auch Angelus Silesius bekennt sich zu dieser leuchtenden Gewißheit:

> Ich selbst bin Ewigkeit, wann ich die Zeit verlasse
> und mich in Gott und Gott in mich zusammenfasse.

Und in einem andern Spruche:

> Zeit ist wie Ewigkeit und Ewigkeit wie Zeit,
> so du nur selber nicht machst einen Unterscheid.

Gibt es eine höhere, beseligendere Kunde? Wahrlich: das Gefühl, Gott in sich selber zu tragen, ihm näher zu reifen, ja zuletzt sogar Er selbst werden zu dürfen — auch das ist ein „Übermenschentum", um dessen willen es sich wohl zu leben verlohnt! Der ererbte Vorwurf, es sei lediglich auf Vernichtung und Entwertung aller Persönlichkeit abgezielt, erweist sich als eitler Irrtum. Nicht Niederbruch wird gefordert, sondern Erneuerung: Untergang alles menschlich Verhafteten, alles erdisch Beschränkten — und Auferstehung eines geläuterten, zuchtvollen, erkennenden Willens zu göttlicher Erfüllung. Damit erst ist die Möglichkeit gegeben, das Leben zu erfahren, es völlig zu durchdringen und wahrhaft zu erhöhen. Und ausdrücklich hat Eckehart die Bestätigung gewährt, daß ein gelassener, in sich beruhender Mensch

sehr wohl auch weltliche Ehren entgegennehmen dürfe und Gunstbezeigungen, „nur daß man, fiele Ungemach und Unehre auf uns, auch diese zu tragen gern erbötig wäre! Im vollen Bewußtsein des Rechtes daher mögen die sich gute Speise gönnen, die ebenso geschickt und bereit wären zu fasten“. Angesichts einer solchen Lehre fallen alle Sittengesetze zusammen. Hier gilt nur ein Gebot: sei du, das heißt: sei Gott!

* * *

Damit wird auch die frevelhaft überlieferte Anſchauung eines Himmels als außerweltlicher Lokalität endlich völlig zunichte. Immer wieder betont es Valentin Weigel und kann ſich damit ſchier nicht genug tun: „Wir dürfen den Himmel oder Chriſtum nicht außer uns ſuchen, auch nicht in den Himmel flattern oder über Meere fahren: er iſt uns nahe, nämlich in uns.“ — „Wäre der Himmel nicht in uns, nimmermehr könnten wir in den Himmel kommen.“ Jacob Böhme hat die gleiche tiefe Gewißheit: „Wenn wir unſer Gemüt erheben und nach dem Himmel forſchen wollen, wo Gott wohnt, ſo können wir nicht ſagen, daß Gott nur über den Sternen wohnt und eine Veſte um ſich geſchloſſen habe, dahinein niemand käme, außer es würde ihm aufgetan — dieſer Gedanke narret die Menſchen. Auch können wir nicht ſagen, Gott regiere im oberen, eingeſperrten Himmel die Welt — dieſe Gedanken beweiſen keine rechte Erkenntnis von Gott, denn dann wäre Gott ebenſo unfaßbar wie die Sonne, die hoch über uns



Hans Burgkmair: Der Evangelist Johannes auf Patmos (1518)

schwebt und ihr Licht zu uns herabschießt, daß die ganze Tiefe licht wird. Dieser Gedanke macht die menschliche Vernunft sehr zum Narren, und das antichristliche Reich steht ganz in diesem Gedanken, und mit dieser Meinung hat sich der Antichrist an Gottes Stelle gesetzt und vermeint Gott auf Erden zu sein und verstopft dem Geiste Gottes den Mund und will ihn nicht reden hören. Der rechte Himmel, worinnen Gott wohnt, ist überall, an allen Orten, auch mitten in der Erde.“ Angelus Silesius fügt diese Lehre in die Verse:

> Halt an, wo läufst du hin? Der Himmel ist in dir:
> suchst du Gott anderswo, du fehlst ihn für und für.

Nicht minder nachdrücklich bekundet es auch Fichte in seinem berühmten Ausspruch: „Durch das bloße Sichbegrabenlassen kommt man nicht in die Seligkeit.“ — Wenn auch hier nur wenige der Mystiker zum Beweise aufgerufen werden können — sie *alle* stimmen in diesen sicheren Grundansichten überein, manchmal sogar bis auf den Wortlaut.

Und auch die furchtbare, ruchlose Lehre

von der Hölle und dem Fegefeuer fällt zusammen, weil ihre Grundfesten untergraben sind. Konnte sich doch selbst ein so freier Geist und machtvoller Dichter wie Dante nicht genugtun in der Schilderung der Qualen, welche das Inferno den sündhaften Menschen bereitet und die umso entsetzlicher wirken, weil sie von einem bannenden Künstler dargestellt und bis ins einzelne ausgeführt werden. Anders die Mystiker; sie sagen: auch Sünde, Reue und Strafe empfinden wir nur in uns selbst, sie brennen in der eigenen Seele voll Jammer und Schmerzen. Der Frankfurter Deutschherr, der anonyme Verfasser der „Teutschen Theologie", jenes tiefen, echt germanischen Glaubens- und Trostbüchleins, erteilt uns die rechte Weisung. Der reine, sich selber bewußte Christ, der sich unwürdig und böse fühlt, der in Scham und Reue vergehen möchte, weiß sich, eben weil er von Schuld und Trostlosigkeit gepeinigt wird, in dem Zustande der Hölle, das heißt des Ungenügens, der Erniedrigung; diese Hölle aber, die überhaupt nur im Eigenwillen

besteht, ist gleich dem Himmelreich „ein guter, sicherer Weg dem Menschen in dieser Zeitlichkeit, und wohl ihm, wer ihn recht und gründlich kennen lernt! Denn die Hölle vergeht, das Himmelreich aber besteht“. Dasselbe bekundet Valentin Weigel mit Betonung: „In ihr, sage ich, ist die Hölle, und nicht außerhalb der Kreatur. Was geht Gott die Hölle an? Er bleibt der Himmel, und die Hölle ist den Verdammten. Was geht Gott der Tod an? Er bleibt das Leben in sich und in den Gläubigen.“ Und so weiß er auch, daß der äußere adamische Mensch weder in den Himmel noch in die Hölle eingehen, sondern von den Elementen verzehrt werden wird; nur der innere Mensch erfährt die wahre Seligkeit.

Diese neue, erlösende Lehre bedingt nun aber auch, wie jede echt germanische Denkweise, die Annahme einer Willensfreiheit, die in uns den Weg zu Gut und Böse offenläßt. (Heißt „Willen haben“ nicht überhaupt: frei sein?) Und so spricht denn Meister Eckehart das schöne Wort: „Der Mensch hat

einen freien Willen, mit dem er kieſen kann gut oder böſe, und legt ihm Gott vor: im Übeltun den Tod, im Rechttun das Leben. Der Menſch ſoll *frei* ſein und Herr aller ſeiner Werke, ungeſtört und unbezwungen! *Gnade zerſtört nicht die Natur, ſie vollendet ſie.* Verklärung, das iſt Gnade am Ziel.“ Und Jacob Böhme ſtimmt ihm bei: „Ein jeglicher Menſch iſt frei und iſt wie ein eigener Gott; er kann ſich in dieſem Leben in Zorn oder ins Licht verwandeln; was einer für ein Kleid anzieht, das verklärt ihn.“ — „So mögen wir nun zuſehen und was Gutes aus uns gebären! Denn wir haben das Zentrum der Natur in uns! Machen wir einen Engel aus uns, ſo ſind wir das; machen wir einen Teufel aus uns, ſo ſind wir das auch.“ Bei Ruysbroeck leſen wir: „Der freie Wille iſt der König in der Seele; er iſt frei von Natur und noch freier durch Gnade.“ Und daß wir beſonders bei Fichte, der ja in Kants Philoſophie gereift und erſtarkt iſt, dieſe Anſchauung vertreten finden, bedarf keines umfänglichen Hinweiſes.

Und noch ein Zweites wächst als etwas Selbstverständliches aus einem so gehegten Boden: die Toleranz. Wie könnte es auch anders sein bei Männern, die ja für jeden Menschen die eigene, keine allgemeine Weise fordern? Die hochmütig schreckliche Lehre, die noch einem so überragenden mittelalterlichen Geiste wie Dante als etwas durchaus Natürliches erscheint: daß alle vor Jesus geborenen Menschen in unauslöschbare Sünde verstrickt seien und nur durch die Heiligen oder einen ausdrücklichen Gnadenakt Erlösung finden können, verliert ihren steilen Anspruch und löst sich dunstgleich auf in einer großen lichten Harmonie. Wenn Gott in der Seele jedes einzelnen wirksam ist, Gott, der sich selbst im ersten Menschen erschaffen, so ist er einem jeden treuen, ernsten Streben hold und geneigt und hat sich nicht den vielen verschlossen, die vor Jesus von Nazareth gelebt haben. Und so lesen wir bei Sebastian Franck: „Vor dem unparteiischen Gott ist die Welt allzeit in gleichem Ansehen gewesen, und der Lieb-

haber der Menschen hat alle Zeit alle Menschen gleich lieb gehabt ... Also liebt der liebe unparteiische Gott noch heut alle zugleich ohne Ansehen der Person, der Namen und der Völker." — „Mein Herz ist von niemand gesondert. Ich bin gewiß, daß ich meine Brüder noch unter den Türken, Päpstlichen, Juden und allen Sekten und Völkern habe. Sie sind aber nicht Türken, Juden, Päpstliche, Rottenangehörige usw. oder werden es ja nicht bis zum Ende bleiben, sondern doch zur Vesperzeit in den Weinberg berufen, gleichen Lohn mit uns empfangen, ja viele der Letzten die Ersten werden und vom Okzident und Orient die Kirche Abrahams, aus Steinen gehauen, kommen." Gerade bei Franck, der die Überzeugung hegte: „Man spannt das Reich Christi, meines Bedünkens, zu unseren Zeiten viel zu eng", findet sich eine Fülle solch belehrender Aufklärungen. Auch Weigel bekennt sich zu diesem Gedanken: „Gleichwie die Lilien oder Rosen wachsen unter den Dornen oder die Weizenkörner unter der Spreu, also

werden gefunden die Gliedmaßen der wahren katholischen Kirche unter dem Papst, Luther, Zwinglio, Türken und andern Völkern. Ein jeder Gläubiger, neugeborener Mensch, er sei wer er wolle, ist in der wahren heiligen Kirche.“ Und Jacob Böhme entrüstet sich: „Wahrlich, es ist nur ein Gott; wenn die Decke vor deinen Augen weggetan wird, daß du ihn siehst und erkennst, so wirst du auch alle deine Brüder sehen und erkennen, es seien Christen, Juden, Türken oder Heiden. Oder meinst du, daß Gott nur ein Gott der Christen sei? Leben doch die Heiden auch in Gott; wer recht tut, der ist ihm lieb und angenehm.“ —

* * *

Es gilt nun noch ein trübes Vorurteil zu zerstreuen, das von allen jenen aufgenommen und weitergegeben wird, die ihre eigene unberatene Meinung als eine unbestechliche Wahrheit aufzurichten bestrebt sind. Man hat namentlich gegen die mittelalterliche Mystik immer wieder den Vorwurf erhoben, sie wäre ausschließlich auf Verzückung und Ekstase bedacht und vernachlässige und verwerfe gar die Werktätigkeit. Diesen trägen Irrtum abzuwehren, ist kein Wort kräftig und hallend genug. Allerdings war es den Mystikern vornehmlich darum zu tun, die Beseelung zu fördern, den Geist zu bilden, weil sie erkannten, daß nur ein geläuterter Wille zu rechten, wohlgefälligen Taten befähigt sei. Denn das Gotterlebnis ist keine äußere Gebärde; es ist schweigsame Voraussetzung, nicht laute Wirkung. Aus einem getrübten Brunnen vermag nicht reines Wasser zu rinnen. Darum kann Eckehart es auch betonen: „Das geringste innere Werk ist höher und edler als das größte äußere." Denn, wie er bei anderer Gelegenheit be-

merkt: „Bist du gerecht, so sind auch deine Werke gerecht ... Die Werke heiligen uns nicht, sondern wir müssen die Werke heiligen."

Es kann nicht abgeleugnet werden, daß auch in der deutschen Mystik manches Übermaß und krankes Schwelgen gewesen ist; aber weniger bei den genannten Meistern, als vor allem in der Frauenwelt, wo die quälerische Hingabe zumeist in sinnlich unbefriedigte Erotik auslief. Oder bei dem Quietismus, der in manchen herrenhutischen Gesängen zu ekelerregenden Vorstellungen ausartet. Die falsch Unterrichteten verwechseln Mystik allzu leicht und willig mit den Geheimnissen der Alchimie, der Kabbala, des Rosenkreuzertums, — mit einer Art geistiger Epilepsie.

Es bestehen vor allem wohl zwei Gründe, welche diese hastig abfällige Beurteilung bedingt haben und noch bedingen. Zunächst die Herrschaft des genügsamen Materialismus, des naturwissenschaftlichen, Häckelschen Monismus. Die Betonung der greifbaren



Rembrandt: Christus und die Jünger in Emmaus, um 1629



Rembrandt: Die große Krankenheilung oder das Hundertgüldenblatt



Tatsachen, die Vorliebe für mathematische Beweiskräftigkeit, die Aufdringlichkeit der äußeren Sinne ließen alles anrüchig und verderblich erscheinen, was der naturwissenschaftlich unbewiesenen Seele den Vorrang zuerkannte. Da gab es nur spöttisches Zweifeln und überlegene Abwehr. Jetzt, wo man diese Schroffheiten, diese flachen Bestrebungen hie und da zu überwinden im Begriffe ist, wo sie sich in sich selbst zu verzehren beginnen, droht der gegensätzliche Fehler: derjenige eines behaglichen, zufriedenen Ästhetizismus, der sich nicht wenig weiß mit der bibliophilen Einschätzung jener vergessenen Meister, deren Schriften man die Wichtigkeit der abwechselungsvollen Neuheit, der buchhändlerischen Erfindungsgabe zumißt. Und wo man früher ablehnte und lächelte, da gibt man jetzt mit überlegenem Schmunzeln seine Zustimmung und sonnt sich bequem und satt unter den Strahlen des künstlich gebrochenen göttlichen Lichtes. Diesen gelte das strenge, abweisende Wort Meister Eckeharts: „Man darfs nicht absehen

auf Förderung, schmelzende Gefühle, auf Lohn, aufs 'Himmelreich', auf irgendein Ziel des Eigenwillens! Nie und nimmer gibt sich Gott in einen fremden Willen: wo er seinen Willen findet, da gibt er sich, ergießt er sich hinein." Und nachdrücklicher noch: „Ob sie sich's bewußt sind oder nicht, die immer nur auf 'Stimmung' und große 'Erlebnisse' aus sind und nur diese angenehme Seite haben wollen: Eigenwille ist das, weiter nichts!"

Wie anerkennend aber Eckehart der Werktätigkeit geneigt ist, das ersieht man aus der bedeutenden Predigt über Maria und Martha, wo er der hilfsbereiten, in sich gefestigten Martha vor der in schönen Gefühlen hinschmelzenden Schwester den Vorzug erteilt. Dort finden sich diese Sätze: „Nun aber wollen gewisse Leute es gar so weit bringen, daß sie der Werke ledig seien. Ich sage, das geht nicht an! Nach der Zeit, da die Jünger den heiligen Geist empfangen hatten, da fingen sie überhaupt erst an, was Tüchtiges zu schaffen . . . Die Heiligen,

gerade nachdem ſie's ſo weit gebracht haben, dann allererſt fangen ſie an, was rechts zu ſchaffen." Oder eine andere Stelle: „Auch tut man gut, daß man ſich nicht daran genügen laſſe, ſeine Tugenden nur im Gemüte zu beſitzen: auch im Werk, der Frucht der Tugend, ſoll man ſich verſuchen und erproben und von den Leuten geübt und verſucht zu werden nicht verſchmähen." Und ſchließlich — denn ich kann ja nur eine Auswahl treffen — jene überlegene, befreiende Mahnung, die ſich ähnlich auch bei Tauler wiederfindet: „Wäre der Menſch ſelbſt in einer Verzückung wie dort einmal Sankt Paulus und wüßte einen ſiechen Menſchen, der eines Süppleins von ihm bedürfe, ſo erachte ich es weit beſſer, du ließeſt aus Minne von der Verzückung und dienteſt dem Dürftigen in größerer Minne." Ruysbroeck beſtätigt: „Man findet nun aber manche törichte Menſchen, die ſo innerlich und ledig ſein wollen, daß ſie auch da nicht handeln und dienen wollen, wo ihre Mitchriſten in Not ſind. Seht, dies ſind weder

heimliche Freunde noch treue Knechte Gottes, ſondern ſie ſind gänzlich falſch und betrogen. Denn niemand kann dem Rate Gottes folgen, der ſeine Gebote nicht halten will. Und deshalb ſind alle heimlichen Freunde Gottes zugleich auch treue Knechte, wo es not tut; aber die treuen Knechte ſind nicht alle heimliche Freunde: ihnen iſt eben die Übung, die dazu gehört, unbekannt.“ Und in dieſem Sinne wirkte beſonders durch Tat und Wort auch Eckeharts bedeutſamſter Nachfolger Fichte, der ſich gleichſam als Aufſchrift über die Tempelpforte ſeines Lebens die ſtrengen Worte wählte: „Handeln, handeln, das iſt die Sache. Was nützt uns das bloße Wiſſen?“

* * *

Es gibt Schriftsteller, welche in den Bestrebungen der Mystiker gern reformatorische Pläne erkennen und aufweisen möchten. Hier aber tut eine sehr wichtige Aufklärung not. Die Mystiker verblieben fast alle innerhalb ihrer angestammten Kirche, zum mindesten in einer bestehenden kirchlichen Gemeinschaft. Und hier eben ruht das Problem. Dem Mystiker ist nichts an der zufälligen Form gelegen; er kennt sie nicht. Er lauscht allein den verborgenen Stimmen. Er übernimmt die alten Gebräuche, um dem Volke nicht Ruhe und Halt zu rauben: er möchte nicht von außen, sondern von innen befreien. Darum ist er eine zeitlose Erscheinung, und wir finden ihn auch in allen Konfessionen. Er bleibt unabhängig von seiner Umgebung; alle diese Männer meinen, rechtgläubig im Sinne ihrer Kirche zu denken und verwahren sich in geradezu naiver Verwunderung gegen den Vorwurf der Irrlehre und Häresie. Daß aber die Kirche sehr wohl erkannte, welch neue treibende Kräfte in all diesen plötzlich und

überall auftretenden Gruppen und Vereinigungen der Albigenser, der Waldenser, der Gottesfreunde, der Begarden und Beginen lebendig und — gefahrbringend waren, das beweisen die schmerzlichen Verfolgungen, mit denen man sie zu zerstreuen und zu vernichten suchte. Und sicherlich konnte es nur Grimm und Bann herausfordern, wenn die Sekte der Amalrikaner Heiligendienst und Sakramente beiseite ließ, wenn die Ortliebarier zwar die Fortdauer der Seele glaubten, die Auferstehung des Leibes dagegen in Abrede stellten und eine geistige, keine buchstäbliche Auslegung des Bibelwortes verlangten; wenn auch sie keine besonderen Sakramente anerkannten und die herrschende Kirche als Reich des Satans verwarfen und leugneten. Auch Meister Eckehart entging nur durch den Tod der Verfolgung; die „Teutsche Theologie" wurde zu einem unkenntlichen Palimpsest verunstaltet, dessen ursprünglicher Grund erst in jüngster Zeit wieder freigelegt wurde; Jacob Böhmes Leben war durch die hinterhältigen

Schmähungen eines beschränkten Predigers verbittert, und Fichte mußte unter der Anklage des Atheismus seinen Lehrstuhl in Jena verlassen. Aber sie alle sind überzeugt, die wahre, unverfälschte Lehre zu verkünden, und erstaunen bitter darüber, daß sie nicht die emsige Unterstützung ihrer Kirche erfahren sollen.

Anders der Reformator. Er ist offenbarer Revolutionär. Er ist darauf aus, dem breiten Volke entgegen zu kommen, es aufzurütteln zur Selbständigkeit und Selbstbesinnung. Und es darf dann nicht wundernehmen, wenn Ausschreitungen geschehen, wie sie zur Zeit der Bauernaufstände und der Bilderstürmer vor sich gingen. Immer wird der Sinn einer Revolution von der Menge mißverstanden! Und wer die Massen braucht und ihre laute Wirkung, der muß nur allzu bald die Verpflichtung der Zugeständnisse fühlen und den Unsinn der Mehrheit, die er sich zur Hilfe aufrief, verächtlich beiseite drängen und in sichere, strenge Fesseln bannen. So konnte denn Luther seine pol-



Führich: Von der Betrachtung des Todes

ternden Vorwürfe gegen die „Schwarmgeister“ schleudern und konnte unter diesem Scheltnamen schließlich alle unkirchlichen Männer einbegreifen. Und doch hatte dieser Luther, der von sich selbst bekennt: „Ungern und wider meinen Willen hab ich mich an den Tag begeben ... und nie nichts sehrer und mehrer begehrt und gewunscht, denn daß ich als ein begebener Mann in einem Winkel heimlich und unbekannt bleiben mocht“, ehe er, gleich jedem Revolutionär, wieder in geregelte Formen einlenkte und paulinisch wurde, im Kloster an Eckehart und Tauler Tröstung und Aufrichtung gefunden; er hatte sogar die „Teutsche Theologie“ mit preisenden Worten in einem Neudruck der Offentlichkeit wiedergegeben. Täuschen wir uns nicht: im Grunde bescherte uns Luther doch nur eine vom Papstsystem und von der Messe gereinigte katholische Kirche! Schon Caspar Schwenckfeld ermahnte ihn, die ecclesia interna, die innere Kirche, nicht mit der ecclesia externa, der äußeren, zu verwechseln. Und Jacob Böhme schilt:

„Der Heilige hat seine Kirche in sich, darin er hört und lehrt; aber Babel hat einen Steinhaufen, da geht sie hinein heucheln und gleißen, stellt sich andächtig und fromm: die steinerne Kirche ist ihr Gott, darein sie das Vertrauen setzt. Der Heilige aber hat seine Kirche an allen Orten bei sich und in sich. Denn er steht und geht, er liegt und sitzt in seiner Kirche, er ist in der wahren christlichen Kirche, im Tempel Christi, der heilige Geist predigt ihm aus allen Kreaturen; alles, was er ansieht, da sieht er einen Prediger Gottes ... Wenn ich tausend Jahre in die Kirche gehe, auch alle Woche zum Sakrament, lasse mich auch alle Tage gleich absolvieren: habe ich Christum nicht in mir, so ist's alles falsch und ein unnützer Tand, ein Schnitzwerk in Babel, und ist keine Vergebung der Sünden." Eckehart bestätigt: „Ein Rechtgemuter, der hat Gott bei sich. Gott aber, hat man ihn überhaupt, so hat man ihn allerorten: auf der Straße und unter den Leuten so gut, wie in der Kirche oder in der Einöde oder in der Zelle. Ob einer

ihn und nur ihn hat, den Menschen mag niemand stören."

Der Mystiker begehrt keine neue Form wie der Revolutionär, sondern sozusagen einen neuen Gott. Er will nicht eine Sachsentaufe wiederholen, die Menge in den Fluß untertauchen und damit glauben machen, daß nun auch das christliche Wesen in sie eingegangen sei. Nicht das Volk soll entscheiden; vielmehr die gesonderte, abgeschlossene Seele. Er scheut Lärm und Menge; gütig und leise wirkt er an jedem einzelnen, ohne stürmischen Eifer, ohne Agitation. Wie Jesus am Brunnenrande mit der Samariterin plauderte, wie er mit Nicodemus ein nächtlich stilles Zwiegespräch pflog, so möchte auch der Mystiker friedsam, unaufdringlich von einem zum andern gehen, hilfreich weisend, in schlichtester Menschlichkeit. Darum bekennt auch Valentin Weigel die schönen Worte: „Wes du dich aber des Pfaffen tröstest, des kannst du dich eines jeden Christen trösten. So dein Bruder, Nachbar zu dir kommt, in deiner Anfechtung

zu dir spricht: Sei getrost, lieber Bruder, du darfst in deinen Sünden nicht verzagen; Christus ist deine Gerechtigkeit — ich sage dir im Namen Christi, daß dir alle deine Sünden aus Gnade vergeben sind. Denn Gott wirkt durch deinen Nächsten ebensowohl als durch den Priester."

Gewiß — man wird in den Schriften dieser Männer so manches Veraltete, Wunderliche entdecken, vor allem manches störende scholastische Beiwerk. Auch Jesus von Nazareth war ja in den Anschauungen seiner Zeit und Umgebung befangen, wie uns die Theologen belehrt haben. Aber allerorten wärmt und quillt lebendigster Frühling, und sicherlich wird ein jeder, der sich würdigen und geneigten Herzens naht, die nährenden Ströme des Lebens rauschen hören. Denn das ist ja Wesen und Segen wahrhaft bedeutender Männer, daß ihre Worte nicht etwas Abschließendes, Vollendetes bilden, sondern daß ihnen eine zeugende Kraft eigen ist, daß sie in die Zukunft wirken, daß sie Wege weisen, aber keine Grenzen,

daß sie für einen jeden einzelnen die Aufforderung zu selbsttätiger Entwickelung bedeuten. Nicht wie sie gedacht, ist das Bleibende, sondern was sie gedacht. Die Kirche hat auf den Worten des Nazareners ihren steinernen Babelturm errichtet, und anderseits erweckten die Mystiker aus ihnen neue schöpferische Werte, weil Eigenkraft und Ewigkeitsausblick ihr Denken beseelte. Das als endgültig ausgerufene Dogma dagegen, das immer von Beschränkung, niemals von echter Produktivität Zeugnis gibt, bleibt nur allzu bald hinter dem Leben zurück. Denn das Denken schreitet darüber hinweg, wie der Fuß über moderndes Herbstlaub, in ständigem Wandel und Werden. Darum mahnt uns Goethe:

> . . . alles muß zu nichts zerfallen,
> wenn es im Sein verharren soll.

Der Geist aber, der immer fordernde, wirkende, ist erhaben über Zeit und Raum! Er beginnt erst, wo Gesetze endeten; er bezeugt das Recht und den Willen der Individualität.

* * *

Freilich gab es auch damals nur wenige, die einem Eckehart bis in seine letzten Tiefen zu folgen vermochten, gleichwie ja auch Fichte sich über Unverständnis bitter zu beklagen hatte. Denn der Ruf der Zeit, der in ihren Propheten und Erfüllern laut wird, erreicht die Mitlebenden, die nur nach Vergangenem zurückschauen, immer wie ein gebrochenes Echo. Aber sie mußten reden, denn die innerste Berufung trieb sie dazu. Und so beschließt Eckehart eine seiner Ansprachen mit den eifernden Worten: „Wer diese Predigt verstanden hat, dem gönn ich's wohl! Wäre aber niemand dagewesen, ich hätte sie diesem Opferstocke predigen müssen!" O welche Macht, welch ungehemmte, unhemmbare Gewalt des Geistes, die ihn beseelte! Für die Mystiker alle gilt Fichtes edles Wort, daß ihnen der Sieg geleuchtet, „weil das Ewige sie begeisterte, und so siegt immer und notwendig die Begeisterung über den, der nicht begeistert ist." —

Diese Denkweise muß man unbedingt als

gotisch bezeichnen; sie findet ihr hehres Gegenstück in der klingenden Ewigkeit eines Johann Sebastian Bach, in dem einsam frommen Ringen Albrecht Dürers. Gleich der edelkrausen Harmonie eines spitzbogigen Domes strebt ihr Werk dem Himmel entgegen, aufragend mitten unter der gleichgültig eilenden Menge. Manchmal aber ruht dennoch ein Auge an seinen erhabenen Türmen und Portalen und gewinnt neue Ausblicke und neue Maße ...

Und auch in dieser erregten, umdüsterten Gegenwart, nach Krieg und Völkerhaß, können wir von den Mystikern lernen und Aufklärung erbitten. Es ist so häufig von kirchlich gesinnten Leuten die vorwurfsvolle Klage erhoben worden: „Warum hat uns Gott verlassen in unserer gerechten Sache; warum schuf er uns all das Elend und bittere Leiden?" Ein Mystiker würde, wehmütig lächelnd, den Frager also bedeuten: „Mein Freund, wie gering ist noch dein Wissen, wie matt und blöde dein Glaube! Ist denn Gott über dir; siehst du ihn nur

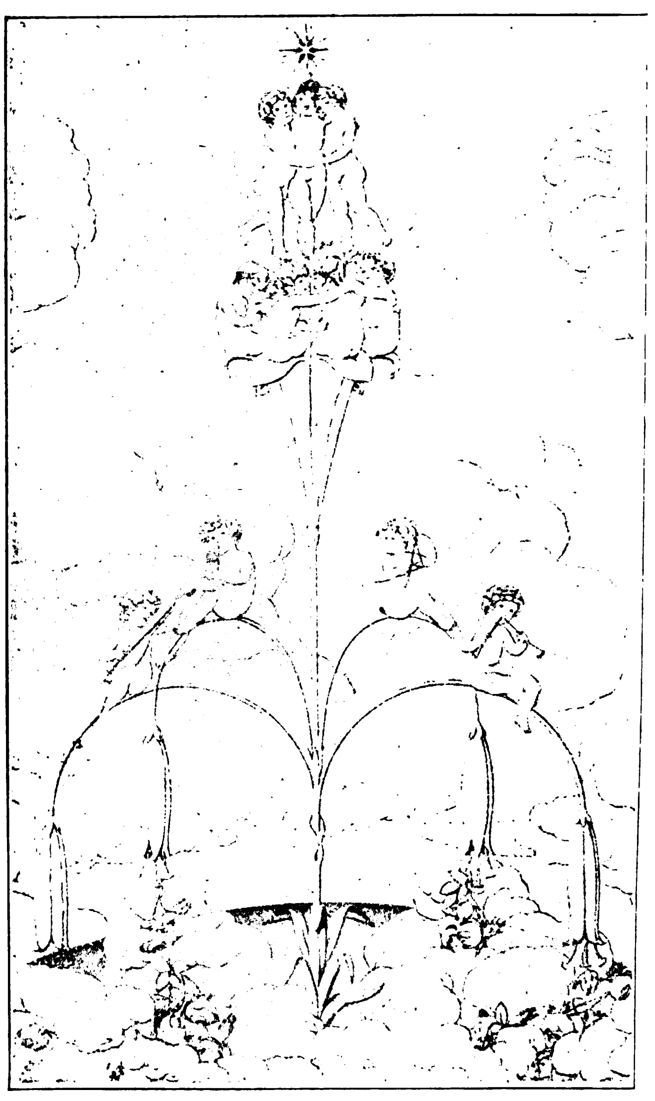
als den übermenschlichen Ingenieur einer gewaltigen Weltmaschine? Vermiß dich nicht, den engen Maßstab deiner Einbildung an die unfaßlichen Geschehnisse zu legen, von denen du betäubt bist! Nicht dort oben im wechselvollen Blau des Himmels thront er voll fremder Majestät; nicht von dort oben wirft er Verderben oder Sieg auf die verblendeten Völker. Du gedenkst des vernichtenden Psalmverses: ‚das macht dein Zorn, daß wir so vergehen, und dein Grimm, daß wir so plötzlich dahinmüssen.' Laß ab von solch alttestamentarischem Irrwahne. Was gilt dem Wesenlosen der Menschheit betörtes Wesen? Suchst du das Unbedingte in so bedingtem Tun? Vor ihm wiegt beides gleich: Sieg oder Niederlage, denn beides ist wider den Willen dessen, der nur sich selbst vollenden will. Wer ist gerecht vor der ewigen Gottheit? Verliere dich nicht, mein Freund! Nicht Gott trägt Schuld an all dem Jammer, sondern du, ein jeder einzelne. Nicht Gott will Sieg und Niederlage, sondern du hast sie gerufen. Dein

freier Wille ist fehlgegangen. Ihr alle habt versäumt, ihr alle habt geirrt! Wagt ihr es, eure Abwege bei dem zu suchen, der in wechselloser Einsamkeit seiner menschlichen Erfüllung harrt? In dir selbst webt das Ungemeine; überall, wo du bist, da ist auch Gott. Lärme nicht: lausche auf die Stille deiner Seele; dort flüstert er in der Nacht der Hingenommenheit. Wenn du dir völlig entworden bist, vernimmst du die Stimme des Namenlosen, Bilderlosen, des Überseienden. Entweiche dir, damit Gott eingehe! Stirb ab dem taumelnden Eigenwillen, der Schlachten sucht und eigenmächtig beschränktes Handeln! Wenn du so durch emsiges Trachten und würdige Übung hinangestiegen bist, wenn du deine Gottähnlichkeit als unverlierbaren Wesensbesitz begriffen hast, wenn dir zur unmittelbaren Erfahrung geworden ist, daß auch d u sein Sohn bist — dann verlasse deine Hütte und suche den Nachbar und rede mit ihm, wie Jesus mit seinen Gefährten sprach. Und so wandere ein jeder zum andern und erwecke in ihm die

schlummernde Gottheit; ein jeder helfe dem andern am Werke der Innerlichkeit! Dann wird Friede sein auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“

Und wenn der Mystiker, der also redete, Angelus Silesius hieße, so würde er vielleicht mit dem Spruche schließen:

Blüh auf, gefrorner Christ, der Mai ist vor der Tür:
du bleibest ewig tot, blühst du nicht jetzt und hier!



Philipp Otto Runge: Lichtlilie

# Bach, der Mystiker

Die Quellen werden im großen Umlauf der Zeit immer näher aneinandergerückt. Beethoven brauchte beispielsweise nicht alles zu studieren, was Mozart —, Mozart nicht, was Händel —, Händel nicht, was Paläſtrina —, weil sie schon die Vorgänger in sich aufgenommen hatten. Nur aus einem wäre von allen immer von neuem zu schöpfen, — aus J. S. Bach!

(Schumann.)



Hubert und Jan van Eyck: Die musizierenden Engel vom Genter Altar

Die Erscheinung Johann Sebastian Bachs ist so neu und überraschend in ihrer Zeit und Umgebung, daß es selbst den beflissensten Musikhistoriker schwer ankommen würde, ihn als das natürliche Ergebnis aus der Summe seiner Vorläufer Scheidt, Schein, Schütz, Pachelbel oder Buxtehude zu begreifen. Sie alle bilden vielmehr nur ein berggiges Vorland, aus welchem jäh und plötzlich ein machtvoller, umstrahlter Gipfel in die Wolken strebt. Die Wucht und Größe seiner Maße umspannt mit weit hinausge-

recktem Schatten auch die folgenden Generationen, und wohin sich auch die Pfade wenden — immerdar wird der prüfende Blick die hellen Firnen aufleuchten und in klarem Scheine herniederdämmern sehen. Man fühlt seine Gegenwart, man weiß sich nicht allein, aber man empfindet auch, daß diese Nähe eine übermäßige, eine unerwartete ist, für die man nur allmählich Vergleich und Verständnis findet. Es ist wenig damit geleistet, daß man durch musiktheoretische Ausdeutungen und hermeneutische Versuche diesem Unfaßlichen menschliche Beziehungen abringen möchte; niemals versagt alles äußere Begreifen so völlig wie diesem „großen Übergeistigen" gegenüber, zu dem Bettinas Wort noch deutlicher stimmen würde als zu Beethoven, für den es gemeint war. Und eben darum wäre es ein schlimmes Mißverständnis, die Architektur gleichsam loszulösen von dem Sinn und Wesen dessen, dem sie dienstbar ist. Denn bei keinem Komponisten ist die Form so tief zum Wesen vergeistigt, so entblößt

aller vulgären Bedeutung, so befreit vom Stofflichen, so völlig nur ewiges Werden.

Auch Beethoven suchte ja nach dem Absoluten, nach der geläuterten Fülle. Aber immer empfindet man das Ringen, den Schweiß, die geballten Fäuste, das „Titanische“. Als er die große Fuge der Missa solemnis schrieb, fanden ihn die Besucher schreiend, stampfend, tobend, so daß ihm die Wohnung gekündigt werden mußte. Es ist unmöglich, sich Bach in einem solchen Zustande auch nur vorzustellen. In klarer Selbstverständlichkeit schuf er seine Fugen, eine nach der andern; er brauchte nicht zu grübeln, sich zu verlieren in Übermaß und Erhitzung; was er gab, war einfach der unbewußte, sichere Ausdruck seines völlig unproblematischen, reinen Wesens. Er würde sich, der schlichte Bürgersmann, gewiß nicht wenig erstaunt gezeigt haben, wenn man ihm nachdrücklich den Tiefsinn, die Ideenmacht seiner Werke gepriesen hätte. Seine Antwort hätte gelautet: „Ich habe sie geschrieben, weil ich es mußte; weil ich danach

trachtete, mich mitzuteilen, — **weil ich** eb
Muſiker bin.“ Wie verlief doch ſein äuße
Lebensgang ſcheinbar ohne jede zwingen
Beziehung zu ſeinem ungemäßen Werk
Er ging von Anſtellung zu Anſtellung, wa
tete pflichteifrig ſeines Amtes an der Thoma
ſchule, verkannt, befehdet, mißachtet w
keiner neben ihm, fand Befriedigung i
heimiſchen Kreiſe der Familie — — un
ſann jene Schöpfungen, die ſterngleich de
Dunkel ſeines Daſeins entſtiegen, um forta
am Firmament der Ewigkeit unwandelba
zu leuchten und zu leiten. Wenn die Be
zeichnung „unendliche Melodie“ und „abſo
lute Muſik“ zu Recht beſtehen ſoll, — hie
hat ſie ihre makelloſe Erfüllung gefunden
Nur bei Schubert und Bruckner ſind ähnlich
Verhältniſſe wahrzunehmen; auch ſie ſin
— in ihren höchſten Werken — eingegange
in das ewige Sein, in die ſeligere Wirklich
keit.

Dies iſt das Wunderbare bei Bach: daß
man niemals die Qualen und mitteilſamen
Ereigniſſe eines Kampfes empfindet. Dieſe

Kunst ist Überwindung ohne Rest und Mißklang. Und dennoch bleibt sie keine selbstgenügsame Einschränkung und dogmatische Befangenheit; das Letzte und Höchste ist auch bei Bach das stolze Erlebnis, die seelische Erfüllung. Wir wissen, daß Bach niemals mit den Problemen der Religion schmerzhaft gerungen hat; als überzeugter Protestant und Thomaskantor nahm er die Lehren seiner Kirche als selbstverständliche Überlieferung auf; es ist ihm wohl niemals der leiseste Zweifel an der Berechtigung seiner Konfession aufgetaucht. Und hier tut sich der offensichtlich schroffe Gegensatz zu einem Beethoven kund, der niemals Genüge fand, der immer forschte, immer bestrebt war, sich wissenschaftlich zu bereichern, soweit es seinem Bildungsgrade möglich war. Aber er hat auch niemals den reinen Frieden gefunden; immer blieb etwas Unerfülltes, Klaffendes, Gespanntes zurück. Wer in seiner Missa solemnis wahrhafte Überzeugung, innerlichste Vollendung sucht, der wird immer eine Enttäuschung erleben. Ist es nicht, als ob er

am Schluß, nachdem er selbst den bösen Feind mit kriegerischer Musik heranrücken ließ, nachdem er den wunderlichen Prestosatz, dieses ratlose Umherirren, durch den angstvoll gellen Aufschrei „Agnus Dei!“ beantwortete, keinen Rat, keinen Trost mehr wüßte? Er versucht es noch eine Weile, die „Bitte um innern und äußern Frieden“ aufrechtzuerhalten; dann aber, in einem jähen Laufe, schlägt er gleichsam ärgerlich die Kirchenpforte hinter sich zu: man erblickt ihn, wie er vorgebeugten, eigensinnigen Hauptes, die Hände auf dem Rücken geballt, sich wieder in dem Urwalde seiner Einsamkeit verliert, fern von Gegenwart und Erdennähe eine bessere Welt erhoffend, denn — „in den Höhen ist Ruhe, — Ruhe, Ihm zu dienen“! Und auch wo er, wie in dem wundervollen Benediktus, sich völlig abwendet von aller Befangenheit, wo er sich im leisen Wandel der Gestirne Trost und Seligkeit erfleht, flüstert vielmehr eine ängstliche Sehnsucht, ein inständiges Verlangen, — keine unerschütterlich innige Überzeugung,

keine Verklärung, kein Jenseits. Und die Fugen bäumen sich empor, ruhelos, leidenschaftlich, trotzig — um dennoch nicht zur Erlösung und Erleuchtung zu finden.

Wie anders Bach! Er hat schon auf Erden Ruhe, — Ruhe, Ihm zu dienen! Alles menschlich Bedingte ist abgefallen; seine Musik weiß nichts von Fesseln und irdischer Befangenheit. Über Wechsel und Vergehen, sternenhoch und sternenklar, tönt sie nicht zur Ewigkeit hinan; sondern von der Ewigkeit hernieder. Sie ist die Ewigkeit selbst, die klingend geworden ist. So, wie es Goethe empfand, als er an Zelter schrieb, es sei ihm beim Anhören zumute gewesen, „als wenn die ewige Harmonie sich mit sich selbst unterhielte, wie sich's etwa in Gottes Busen, kurz vor der Weltenschöpfung möchte zugetragen haben". Sein Werk geht über die Dinge hinaus, auch in der Erregung immer befreit und erhoben. Auch er ist Mensch wie Beethoven, auch er schreitet mit festen Tritten über eine sichere Erde —, aber in sich selbst getrost und dankesvoll, gleichsam aus sich

selber leuchtend. Im Irdischen ergriff er das Göttliche; was er in diesem Leben erblickte, galt ihm als Symbol, als Abglanz des Ewigen. Er ruhte in sich selbst, ein Kind Gottes; war sich bewußt der letzten Urtatsachen. Und daher findet man niemals eine Predigt, eine Überredung, sondern Gewißheit, die Erfassung des Absoluten. Er sagt niemals: es bedeutet, — immer nur: es ist. Er forscht und sucht nicht mehr, — er besitzt.

* * *

Es darf nicht wundernehmen, daß gerade ein Musiker die Mystik ihrer Vollendung entgegenführen sollte. Wenn je eine Kunst dazu berufen war, das Irrsal des Lebens zu entwirren und den Alltag zu erhöhen, so trägt die Musik vor allem diese Bestimmung in sich selbst, — die Musik, die gelöst ist von der Schwere der Materie, die aus und mit sich selbst beginnt, die schattenlos, als Idee, als reine Flamme, als Wesenheit über alle Zufälligkeiten hinaus- und hinüberstrebt. Und eben darum ist sie im tiefsten der Mystik nahe und verbunden. Auch in ihr geht alles Geschehen nur in der Zeit vor sich; auch sie wird beständig gleich dem Gott der Mystiker; auch sie verliert sich aus aller irdischen Umgebung; auch sie trägt Wert und Ziel lediglich in sich selber und wandelt, gleich den Gestirnen, leuchtend, weisend, über menschlichem Begreifen. Alle Künste sind relativ; die Musik ist absolut; alle Künste sind bedingt, sie aber ist unbedingt, ohne Vorbild und Gleichnis.

Gerade die Romantiker, welche die Macht

des Geistes über die Materie verkündeten und zu ersiegen trachteten, haben diese reinen und innigen Verschlingungen erkannt, und eben darum fanden sie so wundersam ergreifende Deutungen und Hinweise. Ihnen allen galt die Tonkunst als unmittelbare Beziehung aufs Ewige, Unendliche, Unfaßbare. Auch sie — ähnlich den Klagen der Mystiker — fühlen die Flachheit und Verleumdung des umschreibenden Wortes, das ermattete Zurücksinken in das Diesseits. Auch sie kennen und pflegen die reine Passivität im Erleben, die nur gefühlshafte Erkenntnis, die Lösung aller Schranken durch das Bewußtsein der eigenen Unwertigkeit, die allein durch die göttliche Empfängnis geheiligt und geläutert werden kann. Freilich neigen die Romantiker dazu, diese Unmöglichkeit des entscheidenden Ausdrucks nicht — wie die Mystiker — als eine Qual zu erdulden, sondern als sublimen Luftzustand zu nähren. Sie hoben die intellektuelle Anschauung über das logisch begriffliche Denken hinaus.

Wackenroder zieht sich „still in das Land

der Musik, als in das Land des Glaubens, zurück"; er, der Reizsame, Zage und Verirrte, weiß es: „In dem Spiegel der Töne lernt das menschliche Herz sich selber kennen; sie sind es, wodurch wir das Gefühl fühlen lernen." Sein Freund Ludwig Tieck bestätigt: „Unter den Künsten ist die Musik die religiöseste, sie ist ganz Andacht, Sehnsucht, Demut, Liebe; sie kann nicht pathetisch sein und auf ihre Stärke und Kraft pochen oder sich in Verzweiflung austoben wollen, hier verliert sie ihren Geist und wird nur eine schwache Nachahmerin der Rede und Poesie." Das Geheimnis der Töne empfindet E. T. A. Hoffmann, der magisch durchleuchtete, mit keuschem Erbeben: „Die Musik schließt dem Menschen ein unbekanntes Reich auf, eine Welt, die nichts gemein hat mit der äußeren Sinnenwelt, die ihn umgibt, und in der er alle bestimmten Gefühle zurückläßt, um sich einer unaussprechlichen Sehnsucht hinzugeben." Und: „Ist nicht die Musik die geheimnisvolle Sprache eines fernen Geisterreichs, deren wunderbare Akzente in

unserm Innern widerklingen und ein höheres, intensives Leben erwecken?" Zacharias Werner sagt, die Musik setze das Universum in unmittelbare Berührung mit uns; und in Bettinas Briefbüchern raunt und schauert es von einer Fülle orakelhaft verschwärmter Lobpreisungen der unerforschlich transzendenten Tonkunst: „Das Unendliche im Endlichen, das Genie in jeder Kunst ist Musik." — „Wahre Musik ist übermenschlich." — „Da Musik unbegreiflich ist, so ist sie gewiß Gott." — „Das Erheben aus dem bewußtlosen Leben in die Offenbarung, das ist Musik." — „Eigentlich ist das doch nur Musik, was grade da beginnt, wo der Verstand nicht mehr ausreicht." — „Die Berührung zwischen Gott und der Seele ist Musik." Die deutlichen Beziehungen solcher Erkenntnis zum Fühlen und Glauben der Mystiker brauchen nicht noch umfänglich bewiesen zu werden. Und ist es nicht begreiflich und gewiß, daß die Romantiker namentlich aller kirchlichen Musik hingebende Neigung und Ehrfurcht schenken mußten?

Nicht nur die regellose Bettina sträubt

ſich gegen den Zwang des Kontrapunktes, auch Wackenroders Berglinger empfindet es ſchmerzlich und enttäuſchend, daß er „ſtatt frei zu fliegen, erſt lernen mußte, in dem unbehilflichen Gerüſt und Käfig der Kunſtgrammatik herum zu klettern.“ Sogar der tätige, ſelbſtſchöpferiſche Hoffmann preiſt einmal die Paſſivität des muſikaliſchen Erlebens: „Iſt nicht ſchon der bloße Wunſch, zu muſizieren, etwas wahrhaft Rührendes und Erfreuliches?“ Der Zwang der Dogmen und Formeln iſt ihnen Beſchränkung und Scham; ſie verlangen über Gott hinaus nach der Gottheit Meiſter Eckeharts, über die Erſcheinung zum Ding an ſich. Und ſo geſchieht es mit natürlicher Klarheit, daß ſie alle Hermeneutik, alle Verſuche, das Ungemeine, Unbeſchreibliche in menſchlich bedingte Begriffe zu bannen, verwerfen und von ſich weiſen. Auch ſie wollen mit Ruysbroeck „auf den Berg der Bilderloſigkeit“ ſteigen und fragen gleich Suſo: „Wie kann man Bildloſes gebilden und Weiſeloſes beweiſen, das über alle Sinne und über alle

menschliche Vernunft ist? Denn, was man für Gleichnis dem gebe, so ist es noch tausendfältig ungleicher, denn es gleich sei." In Übereinstimmung mit Schopenhauer, der all jene sehnsüchtigen Verheißungen und Ahnungen in eine philosophisch sichere Formel vereinte („Die Musik ist keineswegs, gleich den anderen Künsten, das Abbild der Ideen; sondern das Abbild des Willens selbst, dessen Objektivität auch die Ideen sind") hassen die Romantiker, vor allem Wackenroder, die „zaghaften und zweifelnden Vernünftler, die jedes der hundert und hundert Tonstücke in Worten erklärt verlangen und sich nicht darein finden können, daß nicht jedes eine nennbare Bedeutung hat wie ein Gemälde. Streben sie, die reichere Sprache nach der ärmeren abzumessen und in Worte aufzulösen, was Worte verachtet? Oder haben sie nie ohne Worte empfunden? Haben sie ihr hohles Herz nur mit Beschreibungen von Gefühlen ausgefüllt? Haben sie niemals im Innern wahrgenommen das stumme Singen, den vermummten Tanz der

unsichtbaren Geister? oder glauben sie nicht an die Märchen?“ Hoffmann schilt mehr als einmal erbittert und nachdrücklich auf die fragwürdige Programmusik, welche die Ewigkeit in die engen Kreise des irdisch Tatsächlichen und Zufälligen zu spannen bestrebt ist, auf jene „armen Instrumentalkomponisten“, die sich mühsam abquälten, „bestimmte Empfindungen, ja sogar Begebenheiten darzustellen. — Wie konnte es euch denn nur einfallen, die der Plastik geradezu entgegengesetzte Kunst plastisch zu behandeln? Eure Sonnenaufgänge, eure Gewitter, eure Batailles des trois Empereurs usw. waren wohl gewiß gar lächerliche Verirrungen und sind wohlverdienterweise mit gänzlichem Vergessen bestraft.“

Aus solch hoher Anschauung, die noch heute als geringfügig seitwärts geschoben wird und Mißverständnis erntet wie die Lehren unserer Mystiker, muß man die Kunst Johann Sebastian Bachs betrachten und werten, ihre sonnenhaft durchglänzte Abgeschiedenheit, ihre überpersönliche Fülle und Güte.

* * *

Wenn Hans von Bülow einmal Bachs wohltemperiertes Klavier als das Alte Testament der Musik, Beethovens Sonaten aber als das Neue bezeichnet hat, so ließe sich dieses Verhältnis vielmehr wenden. Denn bei Beethoven ist noch Dualismus, Gegensatz von Gott und Mensch, Kampf und Verlangen; bei Bach jedoch die schrankenlose Identität alles Irdischen mit dem Ungemeinen. So wie es Fichte sagt: „Die Einsicht in die absolute Einheit des menschlichen Daseins mit dem Göttlichen ist die tiefste Erkenntnis, welche der Mensch erschwingen kann." Und was bedeutet das anders als die hohe, starke deutsche Mystik, wie sie in Meister Eckehart sich erschlossen und offenbart hat? Beide — Bach und Eckehart — beseelt die unerschütterliche Gewißheit: Ich und der Vater sind eins; gelassen und frei, im Bewußtsein ihrer hohen menschlichen Berufung gehen sie durchs Leben, denn sie wissen, daß sie den wahren Gott in ihrer Seele tragen, daß er sich nur dort erfüllen und vollenden kann. Darum ist so viel schlichte Festigkeit in ihnen;

ohne daß ſie ſich deſſen rühmend bewußt ſind, ſchreiten ſie über Grenzen, in deutlicher Selbſtverſtändlichkeit. Sie ſind ſich ſelbſt „entworden“, ſind zur Vergottung durchgedrungen. Gleichwie die Myſtiker in ihrer kirchlichen Gemeinſchaft verharrten, weil ihnen alles Revolutionäre fernblieb, weil ſie Satzungen und Dogmen nur als Mittel für die Schwankenden, Vielen anerkannten, ſelbſt aber in ein höheres Sein eingegangen waren, ſo hat auch Bach die unwertigen Texte ſeiner Choräle und Motetten — wenn er auch die gröbſten Geſchmackloſigkeiten zu bekämpfen beſtrebt war — freundlich aufgenommen und durch ſeine Muſik erhöht und ihrer zufälligen Bedeutung entkleidet. Er ſingt ſeine Melodien über die Worte hinweg, indem er ſogar vermöge der Nichtigkeiten dieſer Verſe erſt ſeine reiche Gläubigkeit entwickeln konnte, ohne Zwang und formelle Gebundenheit. Und darum iſt ſeine Kunſt ewig und ohne irdiſchen Bezug, denn er kündet nur von dem unzerſtörbaren W e ſ e n. Angelus Sileſius hat es ausgeſprochen:

Mensch, werde wesentlich: denn wann die Welt vergeht,
so fällt der Zufall weg, das Wesen, das besteht.

Oder:

Ein wesentlicher Mensch ist wie die Ewigkeit,
die unverändert bleibt von aller Außerheit.

Das sind die Gedanken, die Meister Eckehart verkündet hat, Eckehart, der vielleicht als einziger das Christentum begriffen und seiner Vollendung entgegengeführt hat. Auch in Bach ist Zeit zur Ewigkeit geworden; im Geringsten blüht der Abglanz des Göttlichen, des Unmittelbaren, des Überseienden. Wie sehr die trübe Überlieferung: das Christentum verlange die Vernichtung aller Persönlichkeit, hinfällig und tückisch ist, — in Bach und Eckehart ward der überwindende Beweis gegeben. Ihr menschlicher Wert scheint nicht nur nicht zerstört, sondern erhoben, vollendet, am Ziele.

Es ist kein Zufall, daß sich Bach vornehmlich der Fuge bediente, daß sie zum reinen, gesammelten Ausdruck seines Wesens wurde. In dieser Kunstübung kreist gleichsam die Ewigkeit in sich selbst; die einzelnen Stimmen

schlingen sich in planetensicherem Reigen, jede gleich wertvoll und wichtig, bewußt und von eigener Kraft getragen. Da gibt es kein Ungefähr, keine eitle Absonderung; diese Fugen sind in Wahrheit gefügt, unlösbar ineinander verschlungen. Das einzelne ist aufgegangen in dem großen Zusammenhange. Der Eigenwille, der den Mystikern als der rechte Zustand der Hölle erscheint, ist genommen und hat sich dem weisen Plane des Schöpfers „gefügig" eingeordnet. Jede Stimme erhebt sich nur im Hinblick auf das Allgemeine; ohne Sonderung gibt sie sich dem Dienste vollkommenen Strebens. Man könnte sagen: die kosmische Idee hat ihr lauterstes, kostbarstes Abbild gefunden. Und wenn Schopenhauer von der Musik behauptet, daß sie im Gegensatz zu allen anderen Künsten, welche nur vom Schatten reden, das Wesen selber offenbare — wo hat sich diese These herrlicher bestätigt als in der Musik Johann Sebastian Bachs? Darum gilt für ihn das hochgemute Wort Meister Eckeharts: „Wer da schafft im Lichte, der dringt empor

in Gott, von aller Vermittelung frei und bloß: das Licht wird bei ihm zum Schaffen, und sein Schaffen wird ihm sein Licht.“ War es nicht Vollendung, daß sich ihm — als dem reinen Seher — vor seinem Ende die leiblichen Augen schlossen und er nun, erblindet, nur durchleuchtet war von der Seligkeit des inneren Schauens? ...

Und eben, weil Bach in sich selber ruhte, weil er sich selbst verklärt hatte, darum ward es ihm möglich, das Menschliche dankbar zu überschauen und ganz in Tönen zu umfassen. Er tanzt mit derselben Bedeutsamkeit, als wenn er ein verzücktes Adagio anhebt. Seine Suiten kennen Töne des Übermuts und der weichen Besinnlichkeit, zierlichen Scherzes und herbstlicher Wehmut. Ob er seine Tabakspfeife ansingt oder dem Tode entgegenträumt — immer erfüllt ihn die gleiche Wichtigkeit. Mag er in den Kantaten „Phöbus und Pan“ oder „Mer hahn en neue Oberkeet“ oder in der sogenannten Kaffee-Kantate bis zur Ausgelassenheit spaßen — er bleibt sich immer bewußt und seinem Wesen getreu.

Und die Postillon-Fuge ist mit nicht minderer Treue behandelt als etwa ein so unbegreiflich hohes Orgelwerk wie Toccato, Adagio und Fuge in C-Dur. Er kennt keine Umwege, keine Nebenabsichten, keine treulosen Beschränkungen. Seine Innigkeit verirrt sich niemals zu ärgerlicher Sentimentalität, weil sie niemals den Aufblick verliert; und seine Trauer, die vielleicht am erhabensten und heiligsten in dem Rezitativ „O Golgatha" der Matthäuspassion und dem Cruzifixus und Incarnatus der h-moll-Messe aufklingt, bleibt nicht gedrückt und hoffnungslos gedämpft; auch sie kennt immer das Verlangen nach dem Letzten, nach Befreiung von allem erdisch Verhafteten. Sein Jauchzen ist nicht der Taumel des kettenbefreiten Knechtes, sondern das Glück des Schauenden, des Erkennenden, die umspannende, alles vereinigende Liebe. Es ist wundervoll, wie im Schlußsatz der hohen Messe gegen Ende die Trompeten aufleuchten, gleichsam wie der sieghafte Friede selbst, der schon morgenglühend des Geläuterten wartet.

* * *

Wenn Wagners schönes Wort: „Deutsch ist, die Sache, die man treibt, um ihrer selbst und der Freude an ihr willen treiben“, Wahrheit ist, so gibt gerade Bach das hehrste Zeugnis. Und eben darum ist er durchaus gotisch geartet. Gleicht nicht sein Werk einem tönenden Spitzbogendome? Die Choräle streben einfach, überzeugt und gesammelt empor als tragende Säulen; die Fantasien, Toccaten oder Fugen wölben sich zu einem erhabenen Dache, und die Mordente und Triller haften und zieren als Fialen, Rosen und Wimperge.

Man wird Bach und die deutsche Mystik immer nur aus dem Geiste der Gotik recht begreifen können. Denn die Gotik — als Überwindung des griechisch-römischen Stils — ist die erregte Abweisung aller glatten Regelhaftigkeit und schlaffen Überlieferung. Der Mensch der Gotik steht vor seinem Gott ohne Mittler und Gesetzesenge. Die heilige Fülle des Lebens ersehnt er, um sie zu läutern und als inständiges Dankesopfer darzubieten. Er kennt die Ekstase; er begehrt hinaus über

Normalformen und Konventionen. Im Streben des Turmes verlangt er nach steilentfachter Geistesflamme, in der Überhöhung des Raumes nach geweiteter Brust und umfangenden Armen. Der Mensch der Gotik fühlt tief des Gewissens Macht und Mahnung, den Ruf zur Persönlichkeit. Nicht satte Zufriedenheit, nicht auch die helle Ruhe des Griechentums kann ihm Genüge geben; — er weiß sich auf sich selbst gestellt und kennt nur ein Begehren: die eigene Kleinheit und Sündhaftigkeit zu überstehen in den Hymnen der Ewigkeit, im Schöpferlob, in der unmittelbaren Anrufung des Ungemessnen. Seine Leidenschaft drängt sich wirklich dem Leiden zu. (Eckehart: „Das schnellste Roß, das euch zur Vollkommenheit trägt, ist Leiden. Niemand genießt so viel ewige Seligkeit, als die mit Christo in der größten Bitternis stehen. Nichts ist so gallebitter wie Leiden: und nichts so honigsüß wie gelitten haben." — Tauler: „Liebe Kinder, es muß immer gelitten werden. Der Mensch, er sei, wo er sei, muß stets leiden, wenn er dem Feinde in der Welt dient. Sehet,

ſo mancher ſtolze Held und friſche Geſelle wagt ſein Leben und hat es verloren in dem Dienſte, dem kein anderer Lohn wird als: das Fleiſch den Würmern und die Seele dem Teufel. Oder was gibt ihm jemand dafür? So könnt ihr gern um Gottes willen leiden, der euch ſich ſelbſt und das Himmelreich und das ewige Leben geben will. Auch hat er ſelber gelitten." — Deutſche Theologie: „Es muß hier je gelitten werden, man kehr's zum Rechten, wie man wolle! Und ſo man einer Anfechtung ledig iſt, kommen am liebſten zwei andere an die Statt ... Wer Gott erleiden will, der muß alles leiden und keinem Leiden irgend widerſtreben, dann aber *iſt er Chriſtus*. Wer dem *Leiden* widerſtrebt und ſich dagegen ſperrt, der will und kann *Gott* nicht erleiden!") Man wird die Gotik niemals begreifen, wenn man dieſe Hingeriſſenheit nicht innigſt zu würdigen weiß. Sie iſt heldiſch, voll Unraſt und Schuldbewußtſein, voll Verantwortung und Inbrunſt nach dem Siege. (So nur iſt ein ſchmerzvoller Künſtler wie Matthias Grünewald zu verſtehen, ſo

manche peindurchzitterte Darstellung Albrecht Dürers.) Diese ungewohnte Heftigkeit und Willensfülle, diese Überwinder- und Märtyrerfreudigkeit waren es, welche die Italiener betäubten und ihnen den Spottnamen des Gotischen, des Barbarischen einflüsterten; sie ahnten deutlich und schreckhaft das Ketzerische dieses Empfindens und Handelns. Man erkannte, daß hier ein unbegrenztes religiöses Verlangen nach Ausdruck rang, das sich über sich selbst zu erheben trachtete und das, von den Priestern allgemach auf das Bürgertum hinüberwallend, eine gefährliche Selbständigkeit und trotzige Eigenkraft bedeuten mußte . . .

Als diese wahrhaft reformatorische Bewegung im Jesuitismus des Barocks erstickt war, verlor man auch das innige Verständnis für die Fülle deutscher Mystik. Erst zur Zeit der Romantik, welche das Streben nach dem Unbewußten, Unendlichen zuversichtlich erstarken ließ, konnte wieder gotische Gesinnung und der Versuch einer Neuerweckung erstehen; altdeutsche Malerei ward gewürdigt

und — wenn auch nur in zarter Nachahmung — wieder aufgenommen; man versuchte, dem hellenischen Goethe einen leisen Gefallen an solchem Wesen abzuringen, man stellte sich in bewußten Gegensatz zu seinem künstlerischen Bekenntnis, suchte die Wurzeln deutscher Gesittung und Darstellung — und fand damit den Weg zur Mystik zurück und auch zu Johann Sebastian Bach und seinen ungemäßen Werken.

Die Romantiker haben für Bach, war er damals auch nur noch ein seltenes Besitztum geblieben, eine erkenntnisvolle Würdigung gehabt. E. T. A. Hoffmann drückt es aus: „Sebastian Bachs Musik verhält sich zu der Musik der alten Italiener ebenso, wie der Münster in Straßburg zu der Peterskirche in Rom." Und: „Es gibt Augenblicke — vorzüglich wenn ich viel in des großen Sebastian Bachs Werken gelesen — in denen mir die musikalischen Zahlenverhältnisse, ja die mystischen Regeln des Kontrapunkts ein inneres Grauen erwecken. — Musik! — mit geheimnisvollem Schauer,

ja mit Grausen nenne ich dich! — Dich! in Tönen ausgesprochene Sanskrita der Natur! . . ."
Und Wackenroder weiß über Bachs Kirchenmusik (wenn er auch den Namen des Komponisten selbst verschweigt) besonders eindringliche Worte: „Eine andere, erhabene Art ist nur wenigen auserwählten Geistern eigen. Sie sehen ihre Kunst nicht (wie die meisten tun) als ein bloßes Problem an, aus den vorhandenen Tönen mancherlei verschiedene, wohlgefällige Tongebäude nach Regeln zusammenzusetzen, und nicht dies Gebäude ist ihr höchster Zweck; sie gebrauchen vielmehr große Massen von Tönen als wunderbare Farben, um damit dem Ohre das Große, das Erhabene und Göttliche zu malen . . . Diese Musik schreitet in starken, langsamen, stolzen Tönen einher und versetzt dadurch unsere Seele in die erweiterte Spannung, welche von erhabenen Gedanken in uns erzeugt wird und solche wieder erzeugt. Oder sie rollt auch feuriger und prachtvoller unter den Stimmen des vollen Chors, wie ein majestätischer Donner im Gebirge einher. —

Die Musik ist jenen Geistern ähnlich, welche von dem allmächtigen Gedanken an Gott so ganz über alle Maße erfüllt sind, daß sie die Schwäche des sterblichen Geschlechtes darüber ganz vergessen und dreist genug sind, mit lauter, stolzer Trompetenstimme die Größe des Höchsten der Erde zu verkündigen. Im freien Taumel des Entzückens glauben sie das Wesen und die Herrlichkeit Gottes bis ins Innerste begriffen zu haben; sie lehren ihn allen Völkern kennen und loben ihn dadurch, daß sie mit aller Macht zu ihm hinaufstreben und sich anstrengen, ihm ähnlich zu werden."

Nicht mit Beethoven, ebensowenig wie mit Luther hat die „Neue Zeit" ihren Anfang genommen, sondern mit Eckehart und Bach. Aber man hat sie nicht gehört. Daß man sie auch heute noch übersieht und verkennt, beweist lediglich die schmerzliche Veräußerlichung in Kunst und Leben, welche den Garten der Verklärung mit ihrem geilen Unkraute durchwuchert. Erst dann, wenn die Deutschen wieder der Innerlichkeit, der

Beseelung entgegenkommen, erst dann wird das Heil ihnen zuteil werden. Erst wenn sie wissend geworden, wenn sie erkannt haben, was Meister Eckehart sagt: „Ein Geschäft treibt man von außen, aber ein Schaffen ist nur da, wo man von der Vernunft beschieden sich betätigt von innen her. Und nur das sind die Leute, die mitten unter den Dingen stehen und doch nicht in sie aufgehen. Sie stehen dicht dabei: und halten's doch nicht anders, als ob sie dort oben stünden am äußersten Himmelskreis, der Ewigkeit ganz nahe. Denn alles Endliche ist nur ein Mittel" — — dann wird auch in Johann Sebastian Bach ihnen neue Zuversicht, neue Kraft und Gläubigkeit entgegenblühen. Denn „Vollendung, das ist Gnade am Ziel".

